



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Migrationen und Identitäten: Untersuchungen zur
2. Generation karibischer MigrantInnen in New York City“

Verfasserin

Christa Kagelmacher BA

angestrebter akademischer Grad

Magistra (Mag.)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Internationale Entwicklung

Betreuer:

Univ.-Doz. Dr. Helmut Lukas

Danksagung

Ich möchte hiermit allen Menschen danken die mich während des Schreibens der Diplomarbeit unterstützt haben. Besonderer Dank gebührt Shila, Khaled, Eva-Maria, Sonja und Pedi.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	7
Aufbau der Arbeit und Forschungsfragen	8
 1. New York City – eine Einwandererstadt	 11
1.1. Geschichtlicher Überblick New York City: Politik, Wirtschaft und soziale Entwicklungen.....	11
1.2. Migrationen nach New York City	18
1.3. US-System von Segregation und Suburbanisierung	22
 2. Der karibische Raum als Herkunftsgebiet & transnationale Verbindungen	 28
2.1. Das Herkunftsgebiet – Der karibische Raum	28
2.1.1. Begriffsbestimmung: der karibische Raum.....	28
2.1.2. Geschichtlicher Überblick des karibischen Raumes	30
2.1.3. Exkurs: Wirtschaftliche Entwicklung im karibischen Raum seit den 1960ern.....	37
2.1.4. Migration früher und heute	39
2.2. Die karibischen MigrantInnen in New York City	43
 3. Identitätskonstruktion	 48
3.1. Hybridität	53
3.2. „Race“ und „Ethnizität im US-amerikanischen Kontext	56
3.2.1. „Blackness“ und „Latinidad“	57
3.3. Gender und Klasse	60
 4. Forschungsmethoden	 62
4.1. Qualitative Inhaltsanalyse	62
4.2. Generationsforschung.....	63
4.3. Migration und literaturwissenschaftliche Forschung	65
4.4. Datenkollektion	65
4.4.1. Die AutorInnen.....	65
4.4.2. Die Werke	67
4.5. Auswertung und Interpretation.....	69

5. Migration & Identitätskonstruktion.....	71
Teil I Einflüsse auf den Prozess der Identitätsbildung	72
5.1. Einfluss durch die Familie.....	73
5.1.1. Familiärer Einfluss und Ausdrucksformen von „Blackness“.....	73
5.1.2. Familiärer Einfluss und Ausdrucksformen von „Latinidad“	76
5.1.3. „Core Values“	78
5.2. Einfluss durch Rassismus.....	81
5.2.1. Rassismus im Zusammenhang mit Ausdrucksformen von „Blackness“	82
5.2.2. Rassismus im Zusammenhang mit Ausdrucksformen von „Latinidad“	85
5.3. Einfluss durch transnationale Verbindungen	88
5.3.1. Begriffsbestimmung: Transnationale Verbindungen	88
5.3.2. Der Einfluss transnationaler Verbindungen	90
Teil II: Resultate des Prozesses der Identitätsbildung.....	99
5.4. Selbstzuschreibung mit Ausdrucksformen von „Blackness“ und „Latinidad“	100
5.5. Bezugnahme auf kulturelle Ausdrucksformen und eine bestimmte Sprachenverwendung	107
5.6. Sozialer Aufstieg	114
Conclusio	121
Bibliographie.....	126
Abstract Deutsch	137
Abstract English	138
Curriculum Vitae	139

Einleitung

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit den Identitätskonstruktionen der 2. Generation von MigrantInnen aus dem karibischen Raum in New York City. Zunächst werden die entscheidenden Einflussfaktoren auf die Identitätskonstruktion der MigrantInnen der 2. Generation untersucht. Anschließend steht die Auseinandersetzung mit den Resultaten des Prozesses der Identitätskonstruktion im Vordergrund: einerseits die Entwicklung hybrider Identitäten, welche auf verschiedene Weise ausgedrückt werden und andererseits der Einfluss der Identitätsbildung auf den sozialen Aufstieg der MigrantInnen. Die Lebensumstände und damit auch die Identitäten der MigrantInnen werden durch verschiedene Kontexte und Hintergründe entscheidend geprägt. Daher ist nicht nur die soziopolitische, historische und wirtschaftliche Situation in New York City, sondern ebenso historische Erfahrungen und transnationale Verbindungen mit dem Herkunftsland der MigrantInnen von Bedeutung.

Kulturelle Ausdrucksformen wie Literatur, darstellende Kunst oder Musik sind immer ein Ausdruck der jeweiligen Zeit und in den jeweiligen zeitlichen Kontext seiner Entstehung eingebunden. Künstlerische Werke – wie etwa fiktionale Literatur in Form von Prosa, Lyrik oder Kurzgeschichten – haben in besonders individueller Form die Möglichkeit, den Zeitgeist auszudrücken, Vergangenheit zu verarbeiten oder Zukünftiges als Vorbote anzukündigen. Literarische Produktionen können daher als eine spezielle Form eines Zeitdokuments angesehen werden, die für spätere Generationen die Wahrnehmung ihrer Zeit in sich aufbewahren. Als literarische Werke habe ich jene für die Analyse herangezogen, in denen sich besonders aussagekräftige Inhalte in Bezug auf das Zeitgeschehen filtern lassen und als exemplarisch hierfür betrachtet werden können. Jedoch sind die literarischen Werke nicht als Spiegel der Realität zu verstehen, sondern stellen vielmehr die Wahrnehmung der Geschehnisse aus Sicht einer exemplarischen Person dieser Zeit dar. Die fiktionalen Texte sind damit eine Form von Quelle, die man (im Rahmen dieser Arbeit) anstelle anderer Quellenmaterialien, wie etwa Interviews, als Grundlage für die Beantwortung von Forschungsfragen verwenden kann.

Im Zuge früherer Forschungsarbeiten, und inspiriert durch Forschungsaufenthalte in Haiti/ der Dominikanischen Republik und New York City, habe ich mich vermehrt mit den Ländern der Karibik und Migrationsbewegungen nach New York City beschäftigt und mich für die Untersuchung der Identitätsbildung der MigrantInnen aus der Karibik in New York City entschieden.

Nachdem Prozesse der zunehmenden Migrationsbewegungen aus den Ländern des Südens in die Zentren des Nordens bereits seit einigen Jahrzehnten anhalten, die Forschung zu den MigrantInnen aber meist den Fokus auf die 1. Generation legt, hat sich während meiner Forschungsarbeit die Frage gestellt, wie es mit der Situation der Nachkommen jener MigrantInnen aussieht, weswegen sich meine Forschungsarbeit mit der 2. Generation von MigrantInnen befassen wird.

Zamojski verknüpft die Begriffe Nation, „Ethnie“ und „Kultur“ zum Begriff *natio-ethno-kultureller Identität*, um auf die Polykontextualität und Diffusität komplexer Zugehörigkeitskontexte zu verweisen, denn „die Prozesse der Überschreitung nationalisierter, ethnisierter und kulturalisierter Grenzen sowie die Entstehung kultureller Mischformen [machen] ein neues Aushandeln der natio-ethno-kulturellen Identitäten notwendig“ (Zamojski 2004: 17f). Damit bezieht sich Zamojski auf die Situation in den Ländern des Nordens, in welchen MigrantInnen zum Teil schon in der dritten Generation leben, in den aktuellen politischen Debatten zum Thema der Migration aber nur nach der Verschärfung von Einwanderungsgesetzen sowie höheren Auflagen und mehr Regeln für die MigrantInnen und Flüchtlinge gefordert werden. Dies ist gerade erstaunlich, weil „die Prozesse der Globalisierung zur Folge haben, dass natio-ethno-kulturelle Unterschiede und Vermischungen immer häufiger an einem Ort, in einer Familie und selbst in einer Biographie sichtbar werden“ (Zamojski 2004: 18). In Anlehnung an Zamojski werde ich in der vorliegenden Arbeit die Identitäten der 2. Generation auch als natio-ethno-kulturelle Gebilde betrachten und andere Identitätsformen wie Gender-Identitäten oder philosophische und psychologische Vorstellungen von Identität zumeist nicht in die Untersuchungen einbeziehen.

Aufbau der Arbeit und Forschungsfragen

Die Arbeit gliedert sich in fünf Kapitel. Zunächst wird in der Einleitung die Themenstellung erläutert sowie der Aufbau und die Forschungsfragen der Diplomarbeit dargelegt. In den ersten vier Kapiteln werden historische Hintergründe sowie theoretische und methodische Vorgehensweisen erläutert. Im ersten Kapitel werden historische Hintergründe der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Situation des Untersuchungsraumes New York City erläutert. Ausführlich wird dabei auf die soziopolitische Lage in New York City und das System der Segregation eingegangen. Überdies wird die historische Rolle der Migration beleuchtet. Die historischen Hintergründe der Herkunftsgebiete der MigrantInnen im karibischen Raum, die

Rolle von Migration in der Karibik sowie ein Überblick über die karibischen MigrantInnen in New York City sind Inhalt des zweiten Kapitels.

Im dritten Kapitel wird der Identitätsbegriff theoretisch untersucht, wobei der Fokus auf den „natio-ethno-kulturellen“ Identitäten liegt, denn für die Beantwortung der Forschungsfragen ist es nötig, genauer auf die aus meinem Blickwinkel für den Identitätsbegriff relevanten Theorien zur Identitätskonstruktion einzugehen. Im anschließenden vierten Kapitel wird die methodische Herangehensweise an die Auswertung und Analyse meiner Primärquellen dargelegt sowie die untersuchten Primärquellen selbst vorgestellt.

Im fünften Kapitel werden die gefundenen Daten hinsichtlich der Forschungsfragen ausgewertet. Es wird überprüft, dass der Prozess der Identitätsbildung der MigrantInnen der 2. Generation aus der Karibik in New York City beeinflusst wird und dargelegt, welche Identitätsformen daraus entstehen.

Wichtig ist dabei zu beachten, dass die vorliegende Arbeit keine soziologische Auswertung von Inhalten der literarischen Werke oder eine rein literaturwissenschaftliche Textanalyse darstellt. Es handelt sich also in der vorliegenden Arbeit auch nicht um Darstellungen zu „den“ MigrantInnen der Karibik, vielmehr werden soziale Phänomene, die in den literarischen Werken dargestellt sind, als *die Wahrnehmung* der Gegebenheiten durch die AutorInnen angesehen.

Im Folgenden werden nun die Forschungsfragen sowie der Hauptforschungsgegenstand näher erläutert. Die zentralen Forschungsfragen lauten:

- Was sind die entscheidenden Einflussfaktoren, die die Identitätsbildung der 2. Generation der karibischen MigrantInnen in New York City prägen und wie beeinflussen diese die Identitätsbildung? Und wie können diese Folgen mit den Konzepten der Identitätskonstruktion erklärt werden?
- Welche Folgen ergeben sich aus dem Prozess der Identitätsbildung für die Identitäten der MigrantInnen der 2. Generation?
- Welche Folgen ergeben sich aus den Einflussfaktoren auf die Identitätsbildung für das soziale Leben der MigrantInnen in New York City?
- Was kann das Konzept von Hybridität zur Klärung dieser Phänomene beitragen?
- Welche Rolle spielen dabei rassistische Denkkonzepte?

- Inwieweit spielen transnationale Verbindungen eine Rolle für die Identitäten der 2. Generation?
- Welche Rolle nimmt das Medium der fiktionalen Literatur dabei ein?

Die ersten zwei Forschungsfragen stellen dabei das Hauptforschungsinteresse meiner Arbeit dar, wohingegen die weiteren Forschungsfragen eine genauere Beantwortung dieser Fragen unterstützen sollen und meine Forschungsperspektive der Prozesse der Identitätskonstruktion aufzeigen. Dabei interagieren auch viele meiner Forschungsfragen miteinander: So sind Prozesse, die mit den Veränderungen in Zusammenhang stehen, oft nicht nur *Ergebnis* bestimmter Hintergründe und Kontexte, sondern ebenfalls die *Ursache* für weitere Veränderungsprozesse.

1. New York City – eine Einwandererstadt

Die soziopolitische, geschichtliche und wirtschaftliche Lage im Residenzland von MigrantInnen spielt eine wichtige Rolle in dieser Arbeit, da sie die Lebensumstände und somit auch die Identitäten der MigrantInnen im Residenzland generell prägen. Der Wohnort im Residenzland innerhalb meiner Analyse ist New York City, weswegen im Folgenden näher auf die Lage in New York City eingegangen wird.

Das Leben der MigrantInnen im Residenzland wird durch politische, wirtschaftliche und soziale Faktoren der Geschichte New York City sowie die Rolle, die Migration in der Geschichte New York Citys gespielt hat, geprägt, denn bestimmte Handlungs- und Verhaltensweisen früherer MigrantInnen wirken zum einen auf die Handlungs- und Verhaltensweisen aktueller MigrantInnen und haben zum anderen eine einzigartige Situation in New York City als Residenzland von Migrationen erschaffen. Zusätzlich spielt das städtische Segregationssystem der USA eine wichtige Rolle, da es gerade in New York City die soziale Situation der MigrantInnen entscheidend prägt.

Ich werde mit den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Faktoren der Geschichte New York Citys beginnen. Neben einer allgemeinen Einführung zur Bevölkerungsentwicklung und Größe New York Citys, liegt der Fokus auf dem Zeitraum, der innerhalb meiner Analyse von Relevanz ist; daher auf der Zeit seit den 1950er Jahren. Anschließend werde ich auf die für meine Analyse relevanten Faktoren der Geschichte der Migration nach New York City eingehen. Abschließend soll das US-System von Segregation und Suburbanisierung erläutert werden.

1.1. Geschichtlicher Überblick New York City: Politik, Wirtschaft und soziale Entwicklungen

In New York City leben laut dem *U.S. Census* von 2010 8.175,133 Menschen. Nach dem U.S. Census werden die Menschen in New York City nach verschiedenen „races“ aufgeteilt, welche als „White“, „Black or African American“, „American Indian“, „Asian“, „Native Hawaiian and Other Pacific Islander“ und „some other races“ sowie verschiedene Kombinationen dieser „race“ unter „two and more races“ bezeichnet werden. Zusätzlich zu diesen „race“-Kategorien gibt es eine „ethnische“ Unterscheidung¹, nach welcher zwischen „Hispanic or Latino“ und „Non-

¹ <http://quickfacts.census.gov/qfd/states/36/3651000.html> (Zugriff 30.08.2011)

Hispanic or Latino“ unterschieden wird, und die sich auf die verschiedenen „race“-Kategorien aufteilt.

Die Bevölkerungsveränderung laut U.S. Census von 1990, 2000 sowie 2010 zeigt, dass die „Hispanic or Latino“ die am schnellsten wachsende Gruppe in sowohl absoluten als auch relativen Zahlen ist. Von 1990 bis 2000 sind die „Hispanic or Latino“ in New York City von 1.783,511 auf 2.160,554 angewachsen. Im gleichen Zeitraum ist die Gesamtbevölkerung New York Citys von 7.322,564 auf 8.008,278 angewachsen, womit die Gruppe der „Hispanic or Latino“ über die Hälfte aller neu eingewanderten Menschen stellt. Von 2000 bis 2010 zeigen sich sogar noch drastischere Zahlen. Die Zahl der „Hispanic or Latino“ laut Census 2010 beträgt 2.336,076 und die der Gesamtbevölkerung 8.175,133 Menschen².

New York City umfasst insgesamt eine Fläche von rund 817km². Der Großraum von New York City, die New York Metropolitan Area, besitzt mit den nördlichen Teilen New Jerseys, dem metropolen Gebiet Long Islands und den südlichen Teilen des Staates New York 18.897,109 Einwohner auf 8683km² und ist damit die größte Stadt der USA. New York City gliedert sich in fünf Bezirke (boroughs), welche gleichzeitig die 5 Countys der Stadt ausmachen (Bronx, Brooklyn, Manhattan, Staten Island und Queens).

Bevor ich mich mit geschichtlichen Aspekten der Migration nach New York City befasse, werde ich in einem geschichtlichen Abriss die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Entwicklungen darlegen, wobei ich mich hauptsächlich mit dem Zeitraum ab ca. 1950 befassen werde. Für meine Argumentation werde ich sowohl auf relevante Faktoren aus dem städtischen Kontext von New York City als auch auf nationale und internationale Faktoren eingehen, sofern sie für die Situation in New York City von Relevanz sind.

New York City ist, seit die Holländer Manhattan 1626 indianischen Einwohnern abkauften, zu einer der einflussreichsten Städte der Welt geworden. Innerhalb der ersten knapp 300 Jahre seiner Existenz stieg diese Stadt zum größten und wichtigsten Zentrum für die industrielle Fertigung sowie zu einem finanziellen Kontrollzentrum der Welt auf. Ab Ende des 19. Jahrhunderts kam es auf institutioneller Ebene zur Entstehung einer einheitlichen Verwaltung. Die zuvor getrennten Verwaltungsbereiche der 5 boroughs waren ab 1898 alle einer einheitlichen Stadtverwaltung unterworfen (Grube/ Höpker 1983:56; N. Fainstein 1993: 28, 30f).

² <http://quickfacts.census.gov/qfd/states/36/3651000.html> (Zugriff 30.08.2011)

New York City blieb bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eine Immigrantenstadt, da über 50% der erwerbstätigen Einwohner im Ausland geboren waren. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts siedelte in den Stadtgrenzen von NYC die größte Arbeiterklasse der damaligen Welt. Die Existenz dieser riesigen, zum Teil sehr verarmten Arbeiterklasse führte bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts dazu, dass sich die kleine wohlhabende Oberschicht durch die enorme Größe der Arbeiterklasse bedroht und verängstigt fühlte. Dies führte schon frühzeitig zur Durchführung erster staatlicher Hilfsmaßnahmen, der Förderung bei der „Amerikanisierung“ durch die Schulen sowie zum ersten öffentlichen Wohnungsbau ab 1879 mit dem *Tenement House Act* (N. Fainstein 1993: 28, 33, 35).

Mit dem Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg und der einsetzenden Kriegsproduktion kam es in NYC zu einem wirtschaftlichen Aufschwung, der bis in die 1950er weiter anhielt. Gleichzeitig kam es ab den 1950ern zu Veränderungen im Wirtschaftssystem der Stadt, die sich bis heute auswirken. Diese manifestierten sich vor allem in zwei Punkten. Erstens kam es, bereits ab den 1940ern, zu einer Auslagerung der Produktionsstätten aller industriellen Sektoren und Fertigungssektoren aus den Stadtgrenzen von New York City nach New Jersey, Long Island und New York State. Dies geschah zunächst aus kriegstaktischen Gründen, setzte sich aber in den 1950ern und 1960ern als Trend fort, da außerhalb der Stadtgrenzen New York Citys deutlich niedrigere Steuern zu leisten waren (Abu-Lughod 1999: 185, 191f ; Burns/Sanders 2002: 476).

Zweitens wandelte sich das wirtschaftliche System in New York City von einer Wirtschaft der industriellen Fertigung hin zum Dienstleistungssektor mit einer international vernetzten Banken- und Finanzindustrie als dominanten Arbeitssektor während einer weltweiten Phase der Deindustrialisierung. Dieser Prozess begann in den 1950ern langsam und setzte sich in den 1960ern in zunehmendem Maße fort. So bestanden 1950 noch 33% der Arbeitsplätze in der Bau- und Verarbeitungsindustrie, wohingegen es im Jahr 1991 lediglich noch 12% waren. Grund für diesen Wandel war das stagnierende Wachstum der verarbeitenden Industrie; ein Prozess, der in den 1950ern in den gesamten USA und in fast allen *Ländern des Nordens* stattfand³ (Häußermann/Siebel 1993: 8; Burns/Sanders 2002: 494; N. Fainstein 1993: 41; Sassen 1993: 71).

Ein weiterer Aspekt des industriellen Wandels war die zunehmende Internationalisierung des Dienstleistungssektors und hier vor allem des Bereiches der FIRE Dienstleistungen (Finance Insurance Real Estate), daher die Finanz-, Versicherungs- und Immobiliendienstleistungen.

³ Als Länder des Nordens werden jene Länder bezeichnet, die bis 1991 nicht einem sozialistischen oder kommunistischen Staatssystem und nicht der sogenannten dritten Welt angehörten. Daher handelt es sich vor allem um die Länder Westeuropas, der USA, Kanada und Japan.

Sassen geht noch einen Schritt weiter und hebt die Besonderheit New York Citys als *Global City* hervor, wo sich eine „finanzielle Kommandozentrale der weltweiten Wirtschaft“ entwickelte, die extreme Auswirkungen auf die sowohl wirtschaftliche als auch soziale Ordnung der Stadt hatte. Dies zeigte sich etwa im steten Anstieg von großen Unternehmen, die in New York City siedelten sowie in den speziellen Formen von Urbanisierung in der Stadt (N. Fainstein 1993: 42, Burns/Sanders 2002: 484, Sassen 1993: 71f).

Bis 1969 sanken die Arbeitsstellen in der Fertigungsindustrie stetig, während sie in den Dienstleistungsbereichen stetig anstiegen. Dieser Trend setzte sich im moderateren Ausmaß bis Mitte der 1970er fort und wurde erst durch den Beginn der Rezession ab 1975 gestoppt (N. Fainstein 1993: 42).

Der wirtschaftliche Aufschwung in New York City und die dargelegten Veränderungen im wirtschaftlichen Bereich bis 1975 brachten auch politische und soziale Veränderungen mit sich. Es kam zu einer zunehmenden Ghettoisierung von Vierteln wie Bedford-Stuyvesant, Harlem oder East New York, da in jene Gegenden keine Mittelschicht mehr zog und die Unterschichten dauerhaft unter sich blieben. Gleichzeitig schritt als Folge des steigenden Wohlstands und der Dezentralisierung der Wirtschaft die Suburbanisierung voran, die in den 1960ern zusätzlich durch Gesetze vorangetrieben wurde (Quimby 1979: 233f, 236; Häußermann/Siebel 1992: 16; Abu-Lughod 1999: 197-9, Jackson 1985: 191f, 203f).

Die Wohngebiete in New York City unterschieden sich dabei bis in die 1960er zunehmend nach dem sozialen Stand und der U.S.-Kategorie von „race“, wonach die (neuen) MigrantInnen und die AfroamerikanerInnen⁴ zunehmend in innerstädtischen Vierteln wie Bedford-Stuyvesant oder Harlem wohnten, während die Mittel- und Oberschichten in den Vororten lebten. Diese Verteilung der Bevölkerung in der Stadt wurde auch vom Phänomen der *Segregation* begleitet (siehe Kapitel 1.3.) (Abu-Lughod 1999: 197-9, Jackson 1985: 191f).

Daneben kam es zwischen 1950 und 1970 im Zuge der Bürgerrechtsbewegungen zu mehreren Aufständen (Straßenschlachten, Krawalle, Schlägereien). Diese waren laut Abu-Lughod und G. Fainstein von früheren Aufständen in New York City dahingehend zu unterscheiden, da sie im Zuge der Bürgerrechtsbewegung in der lokalen Politik organisiert waren und es klare Ziele gab, die nicht nur durch Gewalt erreicht werden sollten. Die bereits durch Mechanismen wie die Ghettoisierung und Segregation angespannte soziale Situation in New York City wurde durch

⁴ Es werden in dieser Arbeit mit AfroamerikanerInnen jene Menschen gemeint, die als schwarz wahrgenommen werden und sich als US-Amerikaner bezeichnen, daher im Normalfall dort geboren sind und deren Eltern auch in den USA sozialisiert bzw. aufgewachsen sind.

die Bürgerrechtsbewegung in den 1960ern zusätzlich verschärft (Burns/Sanders 2002: 521; Abu-Lughod 1999: 209f, G. Fainstein 1993: 65f).

Die Stadtverwaltung reagierte auf die Unruhen in den 1950ern und 1960ern vor allem durch den Ausbau des sozialen Wohnungsbaus (*Public Housing*) und der Wohlfahrt. Der soziale Wohnungsbau verschärfte jedoch die Ghettoisierung ganzer Viertel, da die sogenannte weiße Mittelschicht wegzog⁵, wo neue Sozialwohnungen (*Projects*) entstanden. In den *Projects* dagegen wohnten nur noch Menschen der unteren Schichten (Abu-Lughod 1999: 207). N. Fainstein bezeichnet den sozialen Wohnungsbau als einen Tropfen auf den heißen Stein, da der Bau der meisten *Projects* eingestellt wurde, sobald die Stadtverwaltung feststellte, dass diese bisher nur den unteren Schichten zugute gekommen waren (N. Fainstein 1993: 44f). Die Wohlfahrt stieg angesichts der innerstädtischen Armut in den Ghettos kontinuierlich an, was nur noch durch stetig steigende Zahlungen aus Washington D.C. und vom Staat New York finanziert werden konnte. Da die Wohlfahrtprogramme aber nicht von einer effektiven Sozialpolitik der Stadtverwaltung New York Citys mitgetragen wurden, hielt sich auch der Erfolg der Wohlfahrtsprogramme in Grenzen (Windhoff-Héritier 1993: 239f, 241f).

Mitte der 1970er rutschte New York City in eine tiefe Krise. Anlass dafür war die Ölkrise von 1973/4. Zunächst machte sich Mitte der 1970er die große Nähe New York Citys zur Regierung in Washington negativ bemerkbar, da diese im Zuge von Sparmaßnahmen, unter der Administration von Nixon, ab 1973 deutlich weniger Gelder an die Stadt überwies. Gleichzeitig stiegen seit den 1960ern die Ausgaben der Stadt für Sozialhilfen immer weiter, während die Einnahmen aufgrund der steten Abwanderungen der besser verdienenden Schichten sanken. Als Folge klaffte ab Mitte der 1970er ein riesiges Haushaltsloch. Die Aufgabe der New Yorker Stadtverwaltung, die Ungleichheiten in der Stadt zwischen den unteren Schichten in den Ghettos und den abwandernden Mittel- und Oberschichten zu beseitigen, glückte nicht. New York City erholte sich im Gegensatz zu anderen Städten der USA nicht so schnell von der Ölkrise. Als Ursachen dafür wurden unter anderem die hohen Sozialausgaben und die schlechte Wirtschaft der Stadt sowie die stetig wachsende Gruppe der illegalen Einwanderer genannt (Abu-Lughod 1999: 211; Burns/Sanders 2002: 522; N. Fainstein 1993: 48; S. Fainstein 1993: 56).

Neben wirtschaftlichen Folgen der Krise von 1975 waren vor allem die sozialen Folgen gravierend für New York City. Am meisten betroffen waren die ärmeren Teile der Bevölkerung.

⁵ Unter anderem dieses „Phänomen“ wird als White Flight bezeichnet. Auch die Suburbanisierung New York Citys wird oft als Ergebnis des White Flight bezeichnet. Darüber hinaus gehen die Meinungen auseinander, was als White Flight bezeichnet werden soll und ab welchem Zeitpunkt davon gesprochen werden kann. Siehe dazu Kapitel 1.3. (u.a.: Miller et al 1979: 32, N. Fainstein 1993: 41, Abu-Lughod 1999: 209)

Viele verloren ihre Arbeit, wobei der Anteil der AfroamerikanerInnen an den Arbeitslosen am höchsten war. Die Kluft zwischen den armen und den reichen Menschen in New York City nahm weiterhin zu und hielt bis 1989 an. Die Stadtregierung, unter Bürgermeister Koch, versuchte diesen Trend ab 1980 durch die Schaffung neuer Stellen im staatlichen Bereich und im Dienstleistungssektor entgegenzuwirken. Jedoch kamen die neugeschaffenen Stellen größtenteils der Mittelschicht zugute. Darüber hinaus wurde die Sozialhilfe stark gekürzt und der soziale Wohnungsbau eingeschränkt, um stattdessen in große Wirtschaftsprojekte und in die Gentrifikation⁶ ganzer Stadtviertel zu investieren. Von Seiten der Stadtregierung ging man davon aus, dass es zu einem Trickle-Down-Effekt kommen würde: dass also statt in die Sozialhilfen zu investieren, in die wohlhabenderen Schichten investiert würde und der Reichtum irgendwann nach unten zu den armen Schichten durchsickert (Berrol 2000: 156; S. Fainstein 1993: 51, 59f; Windhoff-Héritier 1993: 245f).

In die direkte Bekämpfung der Armut wurde erst wieder ab 1987 investiert, als die Kluft zwischen Arm und Reich in New York City bereits extreme Formen angenommen hatte. Erneut befanden sich unter den armen Menschen der Stadt vor allem AfroamerikanerInnen und weitere sogenannte nicht-weiße Minoritäten und MigrantInnen. Dies lag zum einen daran, dass jene Mittelschichten, die weiterhin aus der Stadt in die Vororte zogen und so die Segregation in New York City weiter vorantrieben, vor allem sogenannte weiße Menschen waren. Zum anderen lag es an den zuziehenden Menschen, die überwiegend MigrantInnen aus ärmeren Ländern waren sowie arme Menschen aus den Südstaaten der USA. S. Fainstein spricht deswegen auch von der Entstehung einer Kluft zwischen Arm und Reich und einer Kluft zwischen den verschiedenen „races“ (siehe Segregation in 1.3.). Abu-Lughod spricht sogar von einer „racial and ethnic polarisation“ zwischen den Menschen in der inneren Stadt und jenen in den Vororten. Darüber hinaus bemerkt Abu-Lughod eine vermehrte Armut unter Frauen, da diese in der post-industriellen Phase seit den 1970ern noch schlechter Arbeit als ungelernte Arbeitskräfte als die Männer fanden und zudem oft alleinerziehend waren (S. Fainstein 1993: 59, 61f; Berrol 2000: 156; Windhoff-Héritier 1993: 249; Abu-Lughod 1999: 305).

Auch wenn die Gründe für die verschärften Unterschiede zwischen Arm und Reich im späten 20. Jahrhundert speziell in der zunehmenden Globalisierung und der ökonomischen Neuordnung lagen, so war auch die neue Art von Migration (die vor allem eine Migration von den Ländern des Südens in die Zentren des Nordens ist) verantwortlich für diese Kluft.

⁶ Gentrifikation bezeichnet den Prozess, in dem verwahrloste innerstädtische Arbeiterviertel für Wohn- und Freizeitaktivitäten der Mittel- und Oberklassen saniert werden (Smith 1993: 182).

Trotz allem kam es ab den 1980ern zu einem erneuten wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg der Stadt, wenngleich dieser 1989 kurzzeitig durch einen Crash der Wirtschaft mit Anstieg der Arbeitslosigkeit unterbrochen wurde. Beispielsweise wuchs das Image New York Citys in der Künstlerszene als „In-Stadt“, weswegen in den Jahren zwischen 1975 und 2000, inmitten der innerstädtischen Armut, eine urbane Ästhetik entstand; ein Umstand, der gerade durch die sozialen Gegensätze innerhalb des urbanen Raumes genährt wurde (Abu-Lughod 1999: 300f ; Häußermann/Siebel 1993: 19; Lopate 2002: 546).

Nach dem Crash von 1989 setzte ein gewaltiger Boom ein. New York City wuchs im Finanz- und Dienstleistungssektor zu einem der wichtigsten Zentren der internationalen Wirtschaft heran, aber auch in klein- und mittelständischen Betrieben wuchs die Anzahl der Aufträge kontinuierlich. Durch die fortschreitende Gentrifizierung einiger Stadtteile in Manhattan und das wachsende Image New York Citys als „In-Stadt“, nahmen auch die Einwohnerzahlen seit den 1990ern wieder stetig zu. Die innerstädtischen Bezirke wurden auch für die sogenannten weißen Menschen der mittleren und oberen Schichten wieder als Wohnort attraktiv. Kriminalität und Drogenmissbrauch, die zwei großen Probleme in den 1970ern und 1980ern, sanken jetzt erstmals. Für den Rückgang von Kriminalität, Verwahrlosung und Drogenmissbrauchs in New York City war vor allem die von Bürgermeister Rudolph Giuliani veranlasste *Zero-Tolerance-Policy* verantwortlich, nach der Verstöße gegen die Gesetze mit null Toleranz bestraft wurden. Diese Politik war zum Teil in der Öffentlichkeit umstritten, da behauptet wurde, die Gewalt und Kriminalität lediglich in die Vororte und Randbezirke verschoben zu haben. In vielerlei Hinsicht war die Zero-Tolerance-Policy aber erfolgreich und ein wichtiger Grund für die neue Blüte New York Citys. Ein weiterer wichtiger Faktor waren neue Wirtschaftszweige, die in New York City viele neue Arbeitsplätze ermöglichten. Unter anderem die Einbindung in das Silikon-Zeitalter von Internet und neuen Medien bot eine große Breite an neuen Arbeitsmöglichkeiten. In New York City wurde dieser Wirtschaftszeig durch die *Silicon Alley* repräsentiert, ein Stadtteil New Yorks, wo sich eine Vielzahl von großen Internet- und New Media Unternehmen niedergelassen hatte (Lopate 2002: 547, 549).

Die neue Blüte New York Citys blieb bis heute bestehen und wurde lediglich durch die Ereignisse 2001 mit den Terroristischen Anschlägen am 11. September überschattet. Für einige Zeit sah es sogar so aus, als würden vor allem ethnische und „race“ Spannungen innerhalb der Stadt durch diesen Gewaltakt „überwunden werden können“ (Burns/Sanders 2002: 548). Die Weltwirtschaftskrise von 2008 schließlich ging im Gegensatz dazu und im Vergleich zu früheren Krisen fast unbemerkt an New York City vorüber. Ein Umstand, der gerade deswegen so

erstaunlich erschien, als der Beginn dieser Krise in den Finanzzentren dieser Stadt (mit dem Zusammenbruch der *Lehman Brothers Bank*) gelegen hatte. Die Stadt ist somit eine aufstrebende Weltstadt geblieben mit hohen Besucherzahlen und einem glänzenden Image. New York City hat sich selbst überlebt (Burns/Sanders 2002: 548).

1.2. Migrationen nach New York City

Migration spielte in der Geschichte von New York City eine besonders wichtige Rolle. Zwar waren die USA auch insgesamt das Produkt von Migration, die hohe Heterogenität an MigrantInnen in New York City aber stellte eine Besonderheit der Stadt dar (Häußermann/Siebel 1993: 9). Ein besonderes Augenmerk wird in den folgenden Betrachtungen auf die Migrationsströme aus der Karibik nach New York City gelegt.

Die Haupteinwanderergruppen bis 1880 kamen aus westeuropäischen Staaten wie Deutschland, Irland, Großbritannien, Frankreich, Holland, Skandinavien und Spanien. Diese MigrantInnen werden heute als die *Alten Immigranten* bezeichnet (Binder/Reimers 1995: 47f; Waldinger 1993: 110; Miller et al 1979: 17). Mit den deutschen MigrantInnen begann eine Form des Integrationsprozesses in New York City, die bis in die 1960er Jahre anhielt und von Binder/Reimers als *Integrationsmaschine* bezeichnet wird. Mit Integrationsmaschine ist bei Binder/Reimers gemeint, dass die Stadt New York City eine Einwandererwelle nach der nächsten auf eine bestimmte Art und Weise in die USA einschleuste. Der Prozess der Integration führte dabei „über die ethnische Gruppe und mit ihr, nicht individuell, wie der Mythos es will“ statt (Häußermann/Siebel 1993: 12f). Jede „ethnische Gruppe“ fand eine Nische im ökonomischen und sozialen Leben. Die Integration wurde dabei auch von räumlicher Segregation bedingt, da sich viele Einwanderer in homogenen innerstädtischen Gebieten ansiedelten, in welchen sie sich mit der Zeit anpassten und eingewöhnten. Wenngleich nicht alle MigrantInnen aufgrund der hohen Einwandererzahlen in homogenen Gebieten lebten, so gab es zumindest „ethnisch homogene Orte“ an denen sie sich nach ihrer Ankunft aufhalten konnten und Hilfe bekamen. Damit waren die innerstädtischen Viertel des 19. Jahrhunderts keine Endstation, wie dies im 20. Jahrhundert oft der Fall war, sondern der Beginn und die Voraussetzung, um aus der Armut heraus zu kommen. Integration verlief in New York City auch insgesamt räumlich ab. Nachdem sich eine Gruppe von MigrantInnen in das soziale und ökonomische Leben eingelebt hatte und einen gewissen Mittelstand erreicht hatte, zog sie in neue, bessere Gegenden der Stadt. Zusätzlich wurden die älteren MigrantInnen, die

zurückgeblieben waren und bereits Fuß gefasst hatten, von neueren Migrantenströmen räumlich verdrängt, da diese nun als Niedriglohnarbeiter in der Stadt lebten (Häußermann/Siebel 1993: 12f, 13; Binder/Reimers 1995: 47; Waldinger 1993: 109).

Die *Neuen Immigranten* kamen ab 1880 nach New York City und stammten aus Süd- und Osteuropa und dabei vor allem aus Italien, Griechenland, verschiedenen slawischen Staaten sowie Juden aus verschiedenen Staaten (Binder/Reimers 1995: 96, 98; Waldinger 1993: 120). Sie stellten ab 1880 die mit Abstand größte Einwanderergruppe dar, neben den *alten Immigranten*, einigen arabischen und chinesischen Einwanderern sowie MigrantInnen aus der Karibik (Binder/Reimers 1995: 104, 107, 109). Zudem stieg die Zahl der AfroamerikanerInnen, die aus den Südstaaten der USA in die Stadt wanderten. Die Integrationsmaschine lief bei den Einwanderern der Neuen Immigration zwar nicht so schnell wie zuvor bei den alten Immigranten, aber auch diese Einwanderer wurden bis in die 1920er Jahre im Sinn der *Integrationsmaschine* in die Gesellschaft und den Arbeitsmarkt von New York City integriert (Binder/Reimers 1995: 109, 156; Waldinger 1993: 128).

Während des Ersten Weltkrieges kam es zu einem völligen Einwanderungsstopp in die USA. Nach dem Ersten Weltkrieg erließ die Stadt New York City 1921 ein Notstandsgesetz mit einer Quotenreglung für die Einwanderer aus Süd- und Osteuropa. 1924 erließ auch die Bundesregierung den *National Origin Act*, um die Einwanderung aus Süd- und Osteuropa per Quoten zu beschränken. Die dadurch fehlenden Arbeitskräfte in der verarbeitenden Industrie wurden durch AfroamerikanerInnen aus den Südstaaten der USA ersetzt, die zwischen 1910 und 1920 massenhaft zuzogen (Binder/Reimers 1995: 152).

Nach der Weltwirtschaftskrise 1929 war New York City nur für wenige ein lukratives Ziel für die Migration, vor allem aufgrund der geringen Arbeitsmöglichkeiten. Die Zahl der Einwanderer ging drastisch zurück. Die Migration aus dem karibischen Raum stoppte völlig und einige MigrantInnen gingen sogar in die Karibik zurück. Erst als sich die internationalen Finanzmärkte bereits erholt hatten, die Wirtschaft sich aber in den karibischen Staaten aufgrund der landwirtschaftlichen Ausrichtung der Wirtschaft weiterhin nicht stabilisierte, setzte eine massenhafte Migration aus der Karibik in die USA ein. Vor allem aus Puerto Rico kamen die ImmigrantInnen nach New York City, da diese seit 1917 die US- Staatsbürgerschaft besaßen und ungehindert in die USA einreisen konnten (Binder/Reimers 1995: 176; Burns/Sanders 2002: 490).

Während des Zweiten Weltkrieges sank die Migration abermals. Jene MigrantInnen, die in dieser Zeit nach New York City kamen, waren neben Kriegsflüchtlingen aus Nazi-Deutschland MigrantInnen aus der Karibik (weiterhin vor allem aus Puerto Rico) sowie AfroamerikanerInnen aus den Südstaaten der USA. Hier wurden aufgrund der Kriegsproduktion ab 1941 verstärkt Arbeitskräfte gesucht. Der Strom an Einwanderern aus Puerto Rico (bzw. zu kleineren Teilen von anderen karibischen Inseln) riss auch nach dem 2. Weltkrieg nicht ab. Die Zahl der MigrantInnen aus Puerto Rico stieg von 60,000 im Jahr 1940 auf 600,000 im Jahr 1960 (Binder/Reimers 1995: 176f; Burns/Sanders 2002: 488; Schoener 1998: 334).

Seit dem Zweiten Weltkrieg änderte sich insgesamt die Zusammensetzung der Einwohner von New York City, da die Zuwanderungen aus Europa im Vergleich zu anderen Zuwanderungen geringer wurden. So wanderten zum Beispiel neben den MigrantInnen aus Puerto Rico und den AfroamerikanerInnen ab 1943 auch viele Chinesen ein. Zwar wurde 1952 mit dem *McCarren Walter Act* die Migration aus asiatischen Ländern wieder beschränkt, dennoch waren die Zahlen der MigrantInnen, die nicht aus Europa kamen weit höher als jene der MigrantInnen aus Europa (Berrol 2000: 127).

Einen großen Einschnitt in der Immigrationspolitik New York Citys stellte der *Immigration Act* von 1965 dar, welcher die diskriminierenden Restriktionen der US-Einwanderungspolitik, die bisher auf Basis der nationalen Herkunft die Immigration in die USA erlaubt hatte, beendet und allen gleichermaßen die Einwanderung in die USA nach dem first-come-first-serve Prinzip gestattete. Zwar unterlagen Antragsteller aus allen Ländern einer numerischen Quote nach Hemisphären (westliche, östliche), aber auch die wurde 1978 zugunsten einer weltweiten Quote nach Staaten abgeschafft. Zusätzlich gab es seit 1976 ein Präferenzsystem, das neben Familienangehörigen von MigrantInnen, Personen mit in den USA benötigten beruflichen Fähigkeiten und Ausbildungen bevorzugte (Berrol 2000: 127f).

Jene MigrantInnen, die seit 1965 in die USA einwanderten, werden auch als die *Neusten Immigranten* bezeichnet (Binder/Reimers 1995: 208; Schoener 1998: 367; Kraly 1987: 39f). Diese Neusten Immigranten unterscheiden sich zu früheren Migrationsströmen nicht nur dadurch, wer nach New York City einwanderte, sondern auch durch die allgemeine Heterogenität der Herkunftsländer sowie die hohe Anzahl an MigrantInnen aus Staaten, aus denen bisher nur in geringem Maß Menschen migriert waren. So wanderten seit 1965 verstärkt Menschen aus Asien, dem karibischen Raum und Lateinamerika ein und nur noch zu kleinen Teilen kamen die MigrantInnen aus Europa. (Lughod 1999: 202; Lopate 2002: 545; Schoener 1998: 367; N. Fainstein 1993: 42f, Foner 1987: 1).

Unter den Neusten Immigranten bildeten die MigrantInnen aus dem karibischen Raum die größte Gruppe, wobei unter diesen bis 1965 die meisten aus Puerto Rico, ab den 1970ern dann aus der Dominikanischen Republik und Haiti kamen. Daneben gab es hohe Zahlen von Migrationen aus China und Jamaika. Zusätzlich kamen große Einwanderergruppen aus Korea, dem Mittleren und Nahen Osten, Kuba und von kleineren karibischen Inseln (u.a. Barbados, Trinidad und Tobago oder St. Vincent und die Grenadinen). Aus Europa kamen vor allem ultra-orthodoxe Juden aus der UdSSR und es gab kleine Migrantenströme aus Griechenland, Italien und Irland (Schoener 1998: 370; Binder/ Reimers 1995: 208-211, 225, 227; Waldinger 1993: 138, Foner 1987: 2).

Neuartig an den Neusten Immigranten war nicht nur die Höhe von Einwanderern aus verschiedenen Herkunftsgebieten, die zum größten Teil nicht in Europa liegen, sondern auch die hohe Armut, aus der die meisten MigrantInnen nach New York City kamen. Neu war außerdem die Armut, in der die meisten dieser MigrantInnen nach ihrer Ankunft im Residenzland verblieben. Das Konzept der Integrationsmaschine, welches für einen Zeitraum von 80 Jahren als erfolgreicher Weg gesehen wurde, eine Generation nach der nächsten in die US-Gesellschaft zu integrieren, kann auf den Zeitraum nach 1965 so nicht mehr angewendet werden und zeigt die konzeptionellen Schwächen des Konzeptes der Integrationsmaschine auf (Häußermann/ Siebel 1993: 12; Abu-Lughod 1999: 305).

Das Konzept der Integrationsmaschine muss aus heutiger Sicht angezweifelt werden, da es an bestimmte Faktoren gebunden ist, die seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts so nicht mehr existierten. So wird heute die Schuld für das Nicht-Erreichen der Integration von MigrantInnen vor allem bei den MigrantInnen selber gesucht. Dabei werden eine Reihe externer Faktoren und historischer Umstände ignoriert. So baut das Konzept der Integrationsmaschine auf eine Immigration größtenteils aus Europa auf, wo der überwiegende Teil der MigrantInnen jener Zeit arm war und mehr oder weniger dem gleichen "Kulturkreis" angehörte sowie auf eine wirtschaftliche Situation im Zielort, die mit einer starken Industrialisierung den Einstieg als ungelernte Arbeitskraft leicht ermöglicht hatte.

Wo das Konzept der Integrationsmaschine in gewissem Maß noch anwendbar ist, baut es auf starke Familien- und „ethnische“ Netzwerke sowie auf finanzielle und Klassen-Vorteile aus dem Herkunftsland auf. Dies trifft vor allem auf MigrantInnen aus Asien und zum Teil aus Europa zu. Der Großteil aller anderen MigrantInnen hatte weder ausreichend soziale Netzwerke, die ihnen die wirtschaftliche und soziale Integration ermöglichten, noch gab es ein großes Angebot an Niedriglohnjobs für ungelernte Arbeitskräfte, wie dies zu früheren Zeiten der Fall war. Der Aufstieg in die Mittelschicht wurde aber auch durch institutionelle Diskriminierungen und

Rassismus (be- und) verhindert. All diese Faktoren führten dazu, dass viele MigrantInnen (neben anderen stark diskriminierten Gruppen) dauerhaft in der Armut und Arbeitslosigkeit verblieben. Diese Form von Segregation nach ethnischen oder sozialen Linien ist ein Phänomen, das bei früheren Migrationswellen nur temporär anzutreffen war und heute die Herausbildung von permanenten Ghettos bedeutet (Häußermann/ Siebel 1993: 12-15; Berrol 2000: 138f; N. Fainstein 1993: 42f; Foner 1987: 9, 29).

Der Trend der Neusten Immigration setzte sich auch nach 1990 weiter fort. Mit einem *Liberal Immigration Law* aus demselben Jahr wird es für weitere 120,000 Menschen möglich, sich in New York City niederzulassen. Die Zahl der im Ausland geborenen New Yorker stieg damit in den 1990ern wieder auf 1/3 der Gesamtbevölkerung an (davon rund 27% legal und weitere 6% illegale Einwanderer), eine Zahl, die seit dem Ende des Ersten Weltkrieges nicht mehr so hoch war. Die Herkunftsländer blieben zum größten Teil die gleichen wie bereits seit 1965. Es kamen lediglich Migrationsströme aus den ehemaligen Ostblock-Ländern (ehemalige UdSSR, Polen, usw.) und Südasien dazu. Auch die Proportionen der Herkunftsländer blieben gleich. Die Einwanderer aus Europa stellten weiterhin nur einen kleinen Teil der gesamten Migrationsbewegungen nach New York City dar, wohingegen die Migration aus Ländern des Südens, wie aus China und der Dominikanischen Republik, weiter wuchs. (Binder/ Reimers 1995: 225-228; Abu-Lughod 1999: 302f).

1.3. US-System von Segregation und Suburbanisierung

Nach Häußermann/Siebel kann die Stadt als ein Sozialraum gesehen werden, in welchem durch komplexe Prozesse soziale Gruppen ihren Ort innerhalb der Stadt finden oder zugewiesen bekommen. Dabei sind soziale Gruppen oder auch Schichten nicht gleichmäßig über die Stadt verteilt, sondern leben oft in bestimmten Vierteln segregiert voneinander. Die Segregationsforschung untersucht die Folgen von Segregation. Die Stadtentwicklung ist ein fortwährender Kampf um Kontrolle von Räumen mit dem Ergebnis, dass „exklusive“ Räume für bestimmte Gruppen entstehen. In diesen exklusiven Räumen ist es wiederum möglich, dass räumliche Distanz auch soziale Distanz ausdrückt. Die Größe eines Segregationsphänomens hängt dabei von der Fragestellung und dem Untersuchungsgegenstand ab, also welcher Raumausschnitt gewählt wird und nach welchen Merkmalen die Gruppe definiert wird. Die bloße soziale Verteilung sagt nämlich noch nicht viel über Ungleichheiten aus. Weiterhin können soziale Ungleichheiten nicht durch sozialräumliche Mischungen beseitigt werden, jedoch

aber können sie durch Segregation befestigt werden. Wehrheim verweist vor allem auf den Aspekt der Exklusion innerhalb der Segregationsprozesse, denn diejenigen, die von der Teilhabe an bestimmten sozialen Gruppen ausgeschlossen sind, haben auch nicht den Zugang zu Privilegien und Einfluss in gesellschaftliche Positionen (Häußermann/Siebel 2004: 139f, 144, 146; Wehrheim 2006: 31).

Die Segregationsforschung dreht sich vor allem um soziale und ethnische Segregation sowie Armut und Segregation, darüber hinaus gibt es auch Studien zu Geschlecht und Segregation sowie Religion und Segregation (Löw et al 2008: 39f; Häußermann/Siebel 2004: 151). Häußermann/Siebel trennen soziale von ethnischer Segregation. Diese Herangehensweise kann aber nicht auf alle Städte der Welt gleichermaßen angewendet werden. Es ist daher wichtig, etwa auf Unterschiede in der Forschung zwischen Europa und den USA hinzuweisen. Häußermann/Siebel beziehen sich vor allem auf Phänomene in Deutschland. Die Segregation in den USA ist dagegen durch eine hohe Vermischung von sozialen mit „ethnischen“ bzw. „race“ Fragen gekennzeichnet. Die Segregation in Städten der USA ist im Vergleich zu deutschen Städten auch viel stadtstrukturierender und basiert vor allem auf der sozialen Herkunft und dem sozialen Status (Häußermann/Siebel 2004: 151; Löw et al 2008: 39).

Segregation ist dennoch nicht in jedem Fall ein Problem, denn sie hat ökonomische, politische und soziale Vor- und Nachteile. Erst wenn das Ergebnis soziale Ungleichheit bedeutet, wird Segregation zu einem Problem, was aber nur im Verlauf sinnvoll gefolgert werden kann. Dabei ist auch darauf zu achten, dass Segregation nicht nur als fehlgeschlagene Integration wahrgenommen wird, denn gerade in der 2. Generation kommt es oft zu einem Bildungsaufstieg, der bei der 1. Generation noch nicht zu finden ist. Darüber hinaus ist in der Segregationsforschung der Raumbegriff geodeterministisch angelegt, wonach in *Behälterräumen* (Pott in Löw et al 2008: 42) quantitative Daten zu sozialstrukturellen Ungleichheiten erstellt werden, aus denen pauschale Schlüsse über alle Mitglieder einer Migrantengruppe gezogen werden. Auch dies ist kritisch zu betrachten, da in den Städten der USA nicht nur MigrantInnen von Segregation betroffen sind, sondern vor allem auch AfroamerikanerInnen leiden unter problematischen Formen von Segregation (Löw et al 2008: 41f; Häußermann/Siebel 2004: 164f, 179f).

In den USA konstituiert sich die Segregation meistens in der Form des Ghettos. Es gibt verschiedene Ansätze dazu, was mit dem Begriff „Ghetto“ ausgedrückt wird. Im Fall der Städte in den USA im 20. Jahrhundert ist damit das Schlüsselinstrument gemeint, um Subordination kontinuierlich zu erhalten. Die Segregation ist dabei in den USA kein Bei-Produkt von

sozioökonomischen Veränderungen, sondern basiert auf durchdachten Entscheidungen. Die Ghettos entstanden in den USA zwischen 1900 und 1948 und beherbergten in dieser Zeit überwiegend AfroamerikanerInnen. Vorher lebten die afroamerikanischen Menschen in New York City nicht segregiert von der Mehrheit der sogenannten weißen Menschen. Durch die massive Zuwanderung von AfroamerikanerInnen aus den Südstaaten änderte sich die Situation. Ab 1900 nahmen auch die Feindseligkeiten zu, welche durch eine Vielzahl an rassistischen Stereotypen genährt wurden und sich in der Einführung der Ghettos ausdrückte (Massey/Denton 1993: 29).

Zusätzlich gibt es weitere Faktoren, die die Segregation der AfroamerikanerInnen von den sogenannten weißen Menschen unterstützen. Zum einen sind dies private Investoren aus der Immobilienbranche, welche die vorherrschenden rassistisch geprägten Vorurteile für ihre Geschäfte ausnutzen. Prinzipiell wird keine Aussage über (Klassen-)Zugehörigkeiten in den Vierteln getätigt, es wird lediglich das *racial make-up* (Massey/Denton 1993: 18) einer Nachbarschaft betont. Daneben sind auch politische Entscheidungen ausschlaggebend für die Verfestigung der Segregation. Einerseits geschieht dies durch das Erlassen von Gesetzen: vor allem seit dem 2. Weltkrieg kommt es zu einer Institutionalisierung von Diskriminierungen, indem günstige Hypotheken und Kredite für ein Eigenheim fast ausschließlich sogenannten weißen Menschen gewährt werden. Zusätzlich sind Besitzer von Immobilien nun praktisch befähigt, mögliche Mieter aufgrund ihrer „race“ abzulehnen (*Housing Act Policy* 1937, *Home Owner Loan Corporation* 1933). Andererseits geschieht dies durch die staatlichen Wohnungsprojekte (*public housing*), die seit 1970 auch *black housing* genannt werden, da in diesen fast ausschließlich AfroamerikanerInnen leben (*Housing Law* 1933, *Housing Act* 1949). Bereits seit dem 2. Weltkrieg sind damit die Ghettostrukturen etabliert (Jackson 1985: 191-6, 221-225; Massey/Denton 1993: 30f, 51-57).

Daneben sind ähnliche Faktoren auch in den Bereichen Bildung und Arbeitsplatzwahl zu beobachten. So war es in New York City zwar jedem Kind erlaubt, jede Schule zu besuchen, jedoch musste bis 1960 eine Schule im Wohngebiet gewählt werden, was im Fall der Kinder, die in segregierten Vierteln wohnten, bedeutet, die dortigen Schulen zu wählen. Da die staatlichen Schulen in segregierten Vierteln viel schlechtere Standards hatten als in anderen Vierteln, erhielten die Kinder, die in segregierten Vierteln lebten, auch eine schlechtere Ausbildung. Auch nach 1960 änderte sich dies nur sehr langsam und ist auch heute noch ein Problem in bestimmten Stadtvierteln von New York City (Sullivan 1979: 287f; Massey/Denton 1993).

Neben steigendem Wohlstand und der Herausbildung einer Mittelklasse gab es bis in die 1960er Jahre gesetzlich geförderte Suburbanisierungsprogramme, welche die Segregation zwischen den weniger wohlhabenden Menschen (zumeist AfroamerikanerInnen und Menschen anderer „Minderheiten“) und den wohlhabenderen Menschen (zumeist die sogenannte weiße Bevölkerung) weiter verstärkte. Zusätzlich verstärkte das Phänomen des *White Flight* die Segregation: durch gerissene Immobilienmakler wurden in Gegenden, wo relativ wenige AfroamerikanerInnen wohnten, systematisch Häuser aufgekauft und an einzelne afroamerikanische Familien vermietet. Gleichzeitig wurde die Angst vor afroamerikanischen Menschen unter der sogenannten weißen Bevölkerung geschürt, die daraufhin begann, aus diesen Gebieten wegzuziehen. Ganze Blocks wurden so innerhalb kurzer Zeit für neue Teile der Ghettos gewonnen. Ein Prozess der auch als *Block Busting* bekannt ist. Der Grund für dieses Verhalten lag im Profit der Immobilienmakler, denn sie konnten die Wohnungen an AfroamerikanerInnen zu deutlich höheren Preisen vermieten und gleichzeitig den wegziehenden sogenannten weißen Menschen neuen Wohnraum in anderen teureren Gegenden anbieten. Das Ergebnis dieser zwei Prozesse ist, dass auf der einen Seite immer mehr innerstädtische Slums und Ghettos und auf der andern Seite räumlich weit voneinander getrennte Suburbs für die Mittel- und Oberschichten entstanden. Der qualitative Unterschied ist dabei, dass in letzteren praktisch keine afroamerikanischen Menschen oder andere sogenannte „Minderheiten“ lebten, da ihnen entweder der Erwerb von Grund in den Suburbs bis Ende der 1960ern systematisch verweigert wurde oder sie sich den Erwerb nicht leisten konnten (Massey/Denton 1993: 27, 37f; Jackson 1985: 5-8; Sunshine 1979: 239f).

Warum kam es also zur Segregation in den Städten der USA und sehr eindeutig auch in New York City? Häußermann/Siebel nennen es eine „unheilvolle Allianz von sozio-ökonomischen Benachteiligungen und ethnischer Diskriminierung“. Gerade Diskriminierungen und rassistische Denkkonzepte waren es, die bis zur Bürgerrechtsbewegung die Basis für die Entstehung von Segregation waren. Daneben zogen lokale Politiker und Immobilienmakler, die zumeist der sogenannten weißen Bevölkerung angehörten, aus der Segregation klare persönliche Vorteile. Klare Vorteile erhielten sogenannte weiße Menschen insbesondere durch für sie günstige Gesetze, etwa zum Wohnungsmarkt. Gleichzeitig liefen diese Maßnahmen zum Nachteil bestimmter Teile der Bevölkerung, namentlich aller nicht-weißen Menschen wie AfroamerikanerInnen und anderen „Minderheiten“. Lipsitz nennt derartige Machtstrukturen „possessive investment in whiteness“ und meint damit, dass die Macht „der“ weißen Menschen gerade darin besteht, dass der Schein gewahrt werden kann, dass die Machtverteilung zwischen sogenannten weißen Menschen und AfroamerikanerInnen genauso ist, wie es sein soll.

(Häußermann/Siebel 1993: 15f; Lipsitz 1998: 1f, 24-33; Binder/Reimers 1995: 250; Burns/Sanders 2002: 500-503).

Seit der Bürgerrechtsbewegung Ende der 1960er Jahre und den damit einhergehenden *Civil Rights Acts* begann sich die Situation zu ändern. Vor allem institutionelle Diskriminierungen nahmen ab. So wurde etwa der *Fair Housing Act* 1968 eingeführt, der den gleichen Zugang zu Wohnraum für alle garantieren soll. Dennoch verschwanden weder Diskriminierungen, noch die Segregation in den Städten der USA, sondern existieren bis heute weiter. Dies liegt zum einen daran, dass der segregierte Raum von einem Rückhaltort nach der Ankunft zu einem Endpunkt geworden ist (siehe *second ghetto* weiter unten). Zum andern liegt es an der sich veränderten wirtschaftlichen Lage, welche sich von der Industriegesellschaft hin zu einer Dienstleistungsgesellschaft entwickelt hat; ein Umstand, der vor allem in New York City stark zu spüren ist (Häußermann/Siebel 1993: 15).

Die Segregation hat sich qualitativ verändert. Es kam zur Entstehung einer *urban underclass*, da es durch die Gesetzesänderung seit den Civil Rights Acts den Mittel- und Oberschichten der AfroamerikanerInnen und anderer sogenannter „Minderheiten“ möglich ist, aus den Ghettos in andere Stadtteile zu ziehen. In den Ghettos konzentriert sich jetzt nicht nur eine Mehrheit an AfroamerikanerInnen und weitere sogenannte „Minderheiten“ neben MigrantInnen, sondern auch die Armut der unteren Schichten, da jeder, der die finanziellen Möglichkeiten besitzt, die Ghettos verlässt. Zurück bleibt vor allem eine große Gruppe armer AfroamerikanerInnen und anderer armer sogenannter „Minderheiten“. Massey/Denton nennen es daher auch *second ghetto*, da die Segregation nun auf Armut *und* „race“ beruht. Menschen, die in diese Position gekommen sind, haben es sehr schwer, die Ghettos zu verlassen, weswegen es heute in den Ghettos Formen von Armut in der 3. oder 4. Generation gibt (Lipsitz 1998: 25; Trotter 1993: 56ff; Massey/Denton 1993: 58, 61; Wehrheim 2006: 32).

Trotz der Abschaffung von diskriminierenden Gesetzen gibt es Mechanismen, die der gezielten Benachteiligung bestimmter Bevölkerungsgruppen Vorschub leisten. Eines der weitreichendsten Mittel ist die seit den 1960er beginnende Gentrifikation. Dabei werden verwahrloste, von ärmeren Menschen bewohnte Viertel in der inneren Stadt für die mittleren Schichten zu Wohn- und Freizeitzielen saniert. Ziel von Gentrifikation ist es, die inneren Städte attraktiv zu gestalten, jedoch wird dabei keine Rücksicht auf die dort wohnenden Menschen genommen. Die ausquartierten Menschen werden in anderen, ebenfalls armen, Stadtteilen neu angesiedelt, was einer neuerlichen Segregation Vorschub leistet (Smith 1993: 182-184; Burns/Sanders 2002: 514, 527).

Armut betrifft weiterhin vor allem bestimmte Gruppierungen von Menschen (z.B. AfroamerikanerInnen, aber auch bei MigrantInnen), die in bestimmten Stadtvierteln in Ghettos konzentriert sind. In den 1990ern hatte die restriktive Politik der Stadtverwaltung unter Giuliani, die sich gegen Gewalt und Kriminalität und für mehrsprachigen Schulunterricht eingesetzt hat, dazu geführt, dass in den meisten Slum ähnlichen Vierteln heute bessere Zustände herrschen und selbst ein Viertel wie Bedford-Stuyvesant attraktiv für Studenten ist. Ebenfalls gibt es seit 1990 einen rückläufigen Trend bei der Suburbanisierung. Die Kinder der Mittel- und Oberschichten beginnen wieder aus den Vororten in die innerstädtischen (gentrifizierten) Vierteln zu ziehen. Dies bedeutet zwar nicht, dass Segregation und Benachteiligungen verschwunden sind und arme neben reichen Menschen zusammenleben. Es bedeutet aber, dass der innerstädtische Kern zumindest nicht mehr nur aus verarmten Ghettos besteht (Berrol 2000: 150, 165f).

2. Der karibische Raum als Herkunftsgebiet & transnationale Verbindungen

Um die Prozesse der Identitätskonstruktion der MigrantInnen der 2. Generation aus der Karibik verstehen zu können, werde ich in diesem Kapitel auf jene Faktoren eingehen, die eine Rolle für deren Identitäten spielen. Das „karibische Erbe“ der MigrantInnen besteht aus der karibischen Geschichte, einem besonderen Wirtschaftsmodell im Herkunftsland sowie spezifischen „kulturellen“ Merkmalen und einer historischen Erfahrung mit Migration.

Ich beginne zunächst mit einer Begriffsdefinition des karibischen Raumes, um eine genaue Vorstellung davon zu vermitteln, was mit Karibik gemeint ist. Anschließend werde ich einen geschichtlichen Überblick über die Karibik geben, denn das geschichtliche Erbe aus dem Herkunftsland spielt bei vielen MigrantInnen der 2. Generation eine entscheidende Rolle bei deren Identitätskonstruktion. Dabei werde ich für das 20. Jahrhundert gesondert auf die einzelnen Staaten eingehen, um den spezifischen Erfahrungen Rechnung zu tragen. In einem Exkurs werde ich kurz die besondere wirtschaftliche Situation des karibischen Raumes behandeln, die von neokolonialen Abhängigkeiten von den USA und den ehemaligen Kolonialmächten (bzw. der EU) bestimmt ist. Ferner werde ich sowohl allgemein Migrationsprozesse und -motive als auch auf die geschichtliche Rolle von Migration im karibischen Raum diskutieren. Schließlich werde ich die karibischen MigrantInnen in New York City in einem Überblick vorstellen. Ich beginne mit der Definition des karibischen Raumes.

2.1. Das Herkunftsgebiet – Der karibische Raum

2.1.1. Begriffsbestimmung: der karibische Raum

An dieser Stelle werde ich auf den Begriff „der“ Karibik näher eingehen, da zum Umriss meines Untersuchungsgegenstandes (wer ist ein/e *karibische/r* MigrantIn?) zunächst die Frage, was mit „der“ Karibik gemeint ist, geklärt werden muss. Der Begriff *Karibik* oder *karibischer Raum* wird, je nach Kontext, in dem er verwendet wird, unterschiedlich ausgelegt. Einigkeit herrscht lediglich dahingehend, dass sich der karibische Raum neben Gemeinsamkeiten vor allem durch Unterschiede konstituiert: Gewecke sieht vor allem eine „Einheit in der Vielfalt“. Die Vielfalt besteht in naturräumlicher und politischer Fragmentierung sowie ethnisch-kulturellen Traditionen. Einheit besteht in der geteilten historischen Erfahrung und der aktuellen Situation in Politik und Wirtschaft der letzten Jahrzehnte (Gewecke 2007: 9).

Für die Konstituierung des Begriffs des karibischen Raumes können verschiedene Ansätze verfolgt werden. Laut Gewecke sind die Faktoren der konstanten Fragmentierung, Außenabhängigkeit und Kreolisierung sowie die kolonialzeitliche Entwicklung ausschlaggebend für „die kulturellräumliche Zuordnung und Eingrenzung, bei der das Konzept der ‚kleineren‘ Karibik dem der ‚größeren‘ Karibik entgegengestellt wird.“ Letztere schließt neben den karibischen Inseln auch Mexiko, Mittelamerika und alle ans karibische Meer grenzenden Staaten in Südamerika mit ein. Gewecke verwendet das engere Konzept der *kleineren Karibik*, das neben den Inseln im karibischen Meer nur jenes Festland miteinbezieht, das aufgrund historischer Entwicklung mit den Inseln verbunden ist, daher Belize, Suriname, Guyana und Französisch-Guyana (Gewecke 2007: 9). Daneben ist eine politische Einteilung möglich, wonach die Staaten des karibischen Raumes in abhängige und unabhängige Staaten eingeteilt werden sowie eine sprachliche Einteilung in Spanisch, Englisch, Französisch und Niederländisch sprachige Gebiete. Dabei wird lediglich auf die Amtssprachen Bezug genommen, wohingegen neben diesen Amtssprachen in den meisten Staaten auch Kreolsprachen existieren (Gewecke 2007: 10).

Schmidt untersucht die Karibik auch nach dem kleineren Konzept, da ihrer Ansicht nach die Begrifflichkeit *British West Indies* die Karibik zu kurz fasst, denn es verweist nur auf den anglophonen Raum der Karibik und ist somit lediglich eine sprachliche Einteilung. Daneben lehnt Schmidt auch das Konzept der *Afro Creole Caribbean* ab, da es lediglich alle Nicht-Spanisch sprachigen Länder meint und Bezug auf den besonders hohen Anteil an Menschen schwarzer Hautfarbe in der Bevölkerung nimmt und genau diese Aspekte in den Spanisch sprachigen Karibikländern ignoriert (Schmidt 2002: 25f; Pantojas-García 2008: 54f).

Bryan und Iglesias García betonen ebenfalls die Vielfalt in der Einheit, ohne den geographischen Raum exakt festzulegen. Bryan hat dabei einen politischen Fokus, denn für ihn ist Karibik die einzige Region weltweit, die eine kleine Bevölkerungsdichte hat, aber dennoch so viele verschiedene politische, administrative und institutionelle Systeme auf einem kleinen geographischen Raum vereint (Bryan 2004: 396). Iglesias García hingegen hat einen gesellschaftlichen Fokus. Für ihn besitzt die Karibik eine bestimmte Einheit, die sie vom Rest der Welt trennt, da in ihr eine ungewöhnliche Gruppe von Gesellschaften entstanden ist (Iglesias García 2004: 401).

Pantojas-García verweist dagegen in seinem Artikel auf die Bedeutung des Konstrukts *der Karibik* für die Schaffung ökonomisch regionaler Integration auf der Basis der gemeinsamen geografischen Lage und der geteilten historischen Merkmale als Plantagenökonomien (Pantojas-

García 2008: 54f). Auch Pantojas-García äußert sich nicht eindeutig zur geographischen Ausdehnung der Karibik.

In Anlehnung an Geweckes Einteilung werde ich dem Konzept der kleineren Karibik folgen. Die Abgrenzung des Begriffs des karibischen Raumes sowohl nach den Gemeinsamkeiten in der aktuellen politischen und wirtschaftlichen Situation in den Staaten als auch nach der geteilten geschichtlichen Erfahrung erscheinen mir als das passendste Konzept. Engere Konzepte des karibischen Raumes, etwa Sprachen bezogene Konzepte wie die *Frankophone Karibik* oder die *British West Indies* sowie Konzepte, welche das afrokaribische Erbe betonen, sind meiner Meinung nach zu kurzgreifend, auch wenn ich grundlegenden Einwänden, wie dem Pantojas-Garcías, zustimme und einer Verwendung des Konstrukts *der* Karibik für eine ökonomische Ausbeutung kritisch gegenüberstehe (Pantojas-García 2008: 55).

Im Bezug auf meinen Untersuchungsgegenstand der Identitäten bei MigrantInnen aus dem karibischen Raum in New York City wäre eine Einschränkung auf ein sprachliches oder ein „ethnisches“ Konzept *der* Karibik aufgrund der großen Überschneidungen über die Grenzen dieser Konzepte hinweg nicht zielführend. In Anbetracht meiner Quellenlage werde ich im Auswertungsteil meiner Arbeit einige Teile des von mir definierten karibischen Raumes nicht betrachten können. Wenn aber von *der* Karibik gesprochen wird, ist das dargelegte Konzept der *kleineren Karibik* gemeint.

2.1.2. Geschichtlicher Überblick des karibischen Raumes

Um die im letzten Kapitel beschriebene „innere Heterogenität“ oder „Einheit in der Vielfalt“ zu verstehen, und um somit das „Erbe“ beziehungsweise die Herkunft der MigrantInnen aus der Karibik und ihrer Kinder zu verstehen, sind gewisse geschichtliche Aspekte des karibischen Raumes von Relevanz.

Die Besiedlung durch die Europäer begann nach der Entdeckung Amerikas 1492 im 16. Jahrhundert durch die Spanier. Diese ließen sich zunächst auf der Insel Hispaniola (das heutige Haiti und Dominikanische Republik) nieder. Als unter den Taino Indianern keine Arbeitskräfte mehr rekrutiert werden konnten, wanderten die spanischen Siedler nach Kuba ab. Zunächst bestand das Interesse nur in Raub- und Beutezügen und der Piraterie, da die Karibik der Hauptumschlagplatz von Kolonialwaren aus Südamerika Richtung Europa war. Ab Ende des 16. Jahrhunderts begannen auch die anderen europäischen Kolonialmächte (vor allem Frankreich,

Großbritannien und die Niederlande) damit, sich für einzelne Inseln im karibischen Raum und das angrenzende Festland zu interessieren. Die von den Spaniern im 17. Jahrhundert gegründeten Siedlungskolonien wurden vielerorts durch Herrschafts- und Ausbeuterkolonien ersetzt, welche sich durch die Etablierung von Plantagenökonomien auf die Kultivierung von Produkten für den Export konzentrierten. Auf den Plantagen wurden deswegen fast ausschließlich Rohrzucker oder andere Monokulturen angebaut. Zur Ausübung der Arbeit auf den Plantagen wurden Sklaven aus Afrika importiert (Gewecke 2007: 13-17).

In den Ländern des karibischen Raumes entstand ein soziales System beruhend auf einer kleinen Minderheit sogenannter „weißer“ Menschen, die aus den europäischen Kolonien kamen und welche die Verwaltungsbeamten und Plantagenbesitzer stellten. Daneben gab es die Mehrheit der Sklaven und deren Nachfahren, welche als Arbeiter auf den Plantagen lebten. Im Fall der spanischen Kolonien gab es überdies auch europäische Siedler. Darüber hinaus gab es einen relativ kleinen Teil der Bevölkerung von „freien Farbigen“, freigelassene Sklaven und deren Nachkommen, die vor allem im Handel und dem Kleingewerbe tätig waren. Zu der letzten sozialen Gruppe zählten vor allem Menschen, die von sogenannten „gemischten Partnerschaften“ abstammten, daher zumeist von einer schwarzen Frau und einem männlichen europäischen Kolonialherrn sowie zu einem viel kleineren Anteil der Nachwuchs aus „gemischten Partnerschaften“ zwischen den vereinzelt überlebenden IndianerInnen (Taino, Cariben) und europäischen Kolonialherren. Unterschiede zwischen den sozialen Systemen innerhalb der Karibik bestanden vor allem zwischen den spanischen Kolonien Kuba, Puerto Rico und die Dominikanische Republik einerseits, welche weiterhin einen ausgeprägten Siedlungskolonialismus betrieben und wo der Anteil der europäischen Bevölkerung bei bis zu 60% der Bevölkerung lag und den restlichen karibischen Staaten andererseits, die eine Mehrheitsbevölkerung aus ehemaligen Sklaven besaßen (Gewecke 2007: 17-19; Iglesias García 2004: 402).

Ende des 19. Jahrhunderts kam es zum Niedergang der Plantagenökonomien, vor allem bedingt durch die Abschaffung der Sklaverei (in Großbritannien 1833, Frankreich 1848, Niederlande 1863, Spanien 1880) und der damit einhergehenden Arbeiterknappheit sowie das Aufkommen der europäischen Zuckerrübe als direkter Konkurrent zum Rohrzucker, das bis dahin praktisch einzige Exportprodukt der Karibik. Auf vielen kleinen Inseln wurden Teile der Plantagen in kleine Parzellen geteilt und für Subsistenzwirtschaft den ehemaligen Sklaven zur Verfügung gestellt. Auf anderen Inseln wurde das alte Plantagensystem wie zuvor weitergeführt (in vielen britischen Kolonien) oder es kam zur Entstehung einer Bauernschicht etwa in Haiti und der

Dominikanischen Republik. In jedem Fall lag die Macht weiterhin bei einer kleinen kolonialen Elite (außer in Haiti, das seit 1804 unabhängig ist), die Steuern eintrieb, den Warenhandel organisierte, aber in soziale Bereiche wie Bildung und Gesundheitsversorgung der Bevölkerung kaum investierte (Gewecke 2007: 19, 23; Cassa 2004: 8-13).

Vor und während des 1. Weltkrieges wuchs die Wirtschaftskraft der karibischen Staaten noch einmal. Bereits ab den 1920ern dann aber befand sich die Wirtschaft mit der Primärgüterkrise in fast allen Ländern der Karibik in einer Rezession, was damit bereits vor der Weltwirtschaftskrise 1929 der Fall war. Dies lag vor allem an der großen Abhängigkeit von den Weltmarktpreisen, denn trotz einer gewissen Produktionsvielfalt bestanden die Wirtschaftssysteme des karibischen Raumes fast ausschließlich aus dem Export von Primärgütern. Politisch waren die Ausgangsvoraussetzungen nach dem 2. Weltkrieg mit der einsetzenden Dekolonisierung in allen Ländern sehr ähnlich, nahmen aber aufgrund lokaler und globaler Faktoren eine sehr unterschiedliche Entwicklung. Gemeinsam war den Ländern der Karibik bis zum Ende des 2. Weltkrieges, dass die Entscheidungen in Wirtschaft und Politik weit abseits getroffen wurden, in den Kolonialzentren und den Wirtschaftszentren der Welt (Knight 2004: 42f).

Ein Faktor, der von den meisten karibischen Staaten geteilt wurde, ist die Abhängigkeit von den USA. Bereits seit Anfang des 20. Jahrhunderts begannen die USA damit, politisch und wirtschaftlich in der Karibik zu intervenieren. Auf der politischen Ebene wurde versucht, verschiedene Territorien in Kolonien zu verwandeln (Kuba, Puerto Rico, Dominikanische Republik, Haiti, U.S. Virgin Islands), was im Fall von Puerto Rico und den U.S. Virgin Islands auch dauerhaft gelang (Knight 2004: 44, 73; Gewecke 2007: 25f). Gleichzeitig weiteten die USA ihre Einflüsse auf der wirtschaftlichen Ebene zunehmend über die eigenen Staatsgrenzen hinaus aus. So kam es vor allem in den ehemaligen spanischen Kolonien, aber auch in vielen anderen Staaten der Karibik, zu wirtschaftlichen Erneuerungen, welche zumeist mit U.S.-Kapital finanziert waren. Auf der Basis bestehender politischer Einflüsse, weiteten die USA ihre Macht zunehmend auf die Wirtschaften der karibischen Staaten aus. So wurden zentrale Zuckermühlen gebaut oder ganze Plantagen von großen U.S. Firmen aufgekauft. Erweitert und verfestigt wurde dieses Vorgehen der USA durch (zum Teil erzwungene) Handelsgesetze und Zollabsprachen. In den 1930er Jahren befand sich jeder politisch unabhängige Staat der Karibik in irgendeiner Form in wirtschaftlicher Abhängigkeit von den USA. Jene Länder, die nach wie vor Kolonien waren, waren nun zusätzlich zur Abhängigkeit von der jeweiligen Kolonialmacht auch von den USA abhängig. Trotz der Dekolonisierung seit den 1940ern und der damit einhergehenden politischen Unabhängigkeit für viele karibische Staaten, sind die meisten dieser Staaten bis heute in

„neokolonialen Abhängigkeiten“ mit den USA gefangen (Cassa 2004: 25-28; Knight 2004: 73; Millette 2004: 178).

Aufgrund sehr unterschiedlicher Entwicklungen in den karibischen Staaten seit dem 2. Weltkrieg werde ich auf diesen Zeitraum gesondert auf die jeweiligen Regionen bzw. Staaten eingehen. Zunächst werde ich jedoch (an dieser Stelle) einige Faktoren behandeln, die auch nach dem 2. Weltkrieg von der gesamten Karibik geteilt wurden. So waren liberale Zugeständnisse der Kolonialmächte an ihre Kolonien, beziehungsweise Zugeständnisse der USA an die unabhängigen Staaten unter ihrer Kontrolle, als reines imperiales oder wirtschaftliches Kalkül zu sehen (Millette 2004: 190). Zusätzlich kam es in allen Ländern der Karibik nach dem 2. Weltkrieg zu einem demographischen Wandel. Die Menschen zogen einerseits zunehmend aus den ländlichen Gegenden in die Städte und andererseits nahmen die Migrationen in die Länder des Nordens zu (Iglesias García 2004: 402, 412-7). Darüber hinaus wurden die politischen Strukturen der Kolonialzeit bzw. der neokolonialen Zeiten den veränderten Situationen in der Phase der Dekolonisierung angepasst, was in vielen Staaten zur Einführung radikaler politischer Formen führte (auf Basis von Nationalismus, politischem Populismus sowie Revolutionen entstehen vielerorts Diktaturen). Daneben waren alle Länder damit konfrontiert, ihre sozialen und ökonomischen Probleme zu lösen: hohe Arbeitslosigkeit und Armut herrschten in allen Ländern und die Wirtschaftssysteme waren nach wie vor auf den Export von Primärgütern ausgerichtet (Maingot 2004: 312-6; Gewecke 2007: 28)

Die Geschichte **Kubas** stellt nicht nur im karibischen Raum eine Besonderheit dar. Nach einer erfolgreichen Revolution 1959 wurde die Diktatur Batistas beendet und (allmählich) ein kommunistisches System etabliert. Als Folge dessen setzten die USA 1961 ein Handelsembargo gegen Kuba durch. Kuba war von da an auf die Hilfe der UdSSR angewiesen, die sie bis zu deren Untergang 1989 erhielten. Während der Zeit bis 1989 radikalisierte, polarisierte und zentralisierte sich die Regierung unter Fidel Castro zunehmend. Demgegenüber ist Kuba das einzige Land, das sich von Abhängigkeiten von den USA befreien konnte, wenngleich dies nur durch die Unterstützung der UdSSR möglich war. Seit dem Ende der UdSSR suchte Kuba nun fortlaufend neue Wege, um wirtschaftlich weiterhin überleben zu können. Dies gelang bisher vor allem durch diverse regionale und überregionale Kooperationen, etwa mit Venezuela und anderen, Kuba freundlich gesinnten, Ländern sowie durch den verstärkten Ausbau des Dienstleistungssektors, vor allem des Tourismus. Daneben sind die *Remittances* zunehmend ein großer Teil der harten Währung in Kuba (Gewecke 2007: 29ff; Pérez-Stable 2004: 285-289, 309f).

Haiti war in anderer Hinsicht ebenfalls ein Sonderfall unter den karibischen Staaten, da es bereits 1804 die Unabhängigkeit von Frankreich erlangte und damit der erste Staat war, der von befreiten Sklaven regiert wurde. Haiti befand sich 1915-1933 unter U.S. Okkupation und war auch danach wirtschaftlich stark von den USA abhängig. Seit der Dekolonisierung bis 1986 litt das Land unter mehreren brutalen Diktaturen, welche Haiti zunehmend verarmen ließen. Die wenigen Geldressourcen wurden zudem durch Korruption unter der kleinen Elite des Landes aufgeteilt. Seit 1986 waren mehrere Militärregime und die Regierung Aristide ebenfalls gescheitert. Auch diesen wurden Verbrechen gegen die Menschheit sowie Korruption vorgeworfen. 2004 endete der zweite Regierungsversuch Aristides in gewaltvollen Ausschreitungen und führte letztlich zur Etablierung einer UN-Friedensmission (MINUSAH). Die Wirtschaftslage ist insgesamt bis heute sehr schlecht. Der Agrarsektor ist nach wie vor der Hauptwirtschaftsfaktor und besteht vor allem aus Subsistenzwirtschaft. Sowohl Industrie als auch Dienstleistung existieren nur in sehr geringem Maße und auch der Tourismus ist aufgrund der schlechten Sicherheitslage und wiederholter Naturkatastrophen praktisch inexistent (Maingot 2004: 340-344; Gewecke 2007: 19, 28, 50, 103).

Die **Dominikanische Republik** war bereits seit 1865 unabhängig von Spanien, wurde aber mehrfach von fremden Staaten besetzt, zuletzt 1916-24 von den USA. Die USA konnten in dieser Zeit langfristige Wirtschaftsinteressen etablieren. Nach dem Sturz der Militärdiktatur Trujillos 1961 und dem Sturz der provisorischen Regierung 1965 intervenierten die USA erneut militärisch, ohne aber den Staat zu besetzen. Politisch stabilisierte sich die Lage, wohingegen die wirtschaftliche Lage aufgrund des IWF (Internationaler Währungsfond) Auflagen und der damit einhergehenden hohen Preise katastrophal blieb. Zudem war die Dominikanische Republik sehr stark von bilateralen Handelsabkommen mit den USA abhängig. Armut und Hunger stiegen bis in die 1980er an. Erst in den 1990ern kam es zu einem wirtschaftlichen Aufschwung, der die sinkende Inflation und Arbeitslosigkeit zur Folge hatte. Politisch ist die Dominikanische Republik bis heute stabil (Maingot 2004: 338ff; Gewecke 2007: 22, 49, 93-99).

Puerto Rico stellte mit seinem politischen System auch eine Sonderrolle dar, denn es war ein nicht inkorporiertes US-amerikanisches Außengebiet der USA seit 1898 (genau wie die U.S. Virgin Islands). Rechtlich war es damit der US-Regierung in Washington unterstellt und besaß seit 1952 den Commonwealth Status. In wirtschaftlichen und sozialen Belangen war Puerto Rico aufgrund seines Status als dem US Territorium zugehörig für Unterstützungen aus den USA berechtigt, weswegen sich Armut und Arbeitslosigkeit in Grenzen hielten. Dies lag zu einem großen Teil an den weitreichenden Migrationen aus Puerto Rico in die USA sowie an

Investitionen speziell in den Dienstleistungssektor. Aufgrund der relativen wirtschaftlichen Sicherheiten durch den Protektionsstatus des Landes, ist die Mehrheit der Puerto Ricaner (laut offizieller Abstimmungen) heute nicht für eine Unabhängigkeitsbewegung (Maingot 2004: 334-338; Gewecke 2007: 123ff).

Das **Commonwealth of Nation** umfasst all jene Länder der ehemaligen *British West Indies*, welche die Unabhängigkeit von Großbritannien nach dem 2. Weltkrieg erlangten (Antigua und Barbuda 1981, Bahamas 1973, Barbados 1966, Belize 1981, Dominica 1978, Grenada 1974, Guyana 1966, Jamaika 1962, St. Kitts and Nevis 1983, St. Vincent und die Grenadinen 1979, St. Lucia 1979, Trinidad und Tobago 1962). Ich werde nicht auf alle Staaten des Commonwealth of Nation im Einzelnen eingehen. Lediglich die in meiner Analyse relevanten Staaten Jamaika und Barbados werde ich etwas genauer behandeln. Ab den 1940ern formierten sich Unabhängigkeitsbewegungen in vielen Staaten des Commonwealth. Jamaika und Barbados waren zwischen 1958 und 1962 Mitglied der *Westindischen Föderation*, bevor sie in den 1960ern in die Unabhängigkeit entlassen wurden. Die Entwicklungen verliefen in den restlichen Ländern des Commonwealth of Nation sehr ähnlich. Die politischen Systeme funktionierten relativ problemlos und sind grundsätzlich demokratisch. Aufgrund von Problemen wie Arbeitslosigkeit, hohen Preisen und den Folgen von Dürreperioden kam es in einigen Staaten zu Unruhen und Aufständen, unter anderem in Jamaika und Trinidad und Tobago. Die Wirtschaft konzentrierte sich in Jamaika ab den 1970ern, neben den traditionellen landwirtschaftlichen Exportprodukten, auf den Export von Bodenschätzen, um die Wirtschaft zu stabilisieren. Es konnte aber nicht verhindert werden, dass Jamaika in den 1980ern zur Tilgung von Schulden Kredite beim IWF aufnehmen musste. Auch der sich entwickelnde Tourismus konnte nur bedingt die Situation verbessern. Im Gegensatz zu Barbados, das ein stabiles politisches System besaß und seit den 1990ern auf Basis des Tourismus eine funktionierende Wirtschaft aufweist, konnte der Tourismus (alleine) in den restlichen Staaten des Commonwealth of Nation die Wirtschaft nicht stabilisieren und relativ hohe Zahlen von Arbeitslosigkeit und Armut waren die Folge (Maingot 2004: 331; Gewecke 2007: 37-40, 42-47, 61-64, 71-84; Millette 2004: 180, 182f, 191, 199).

Die restlichen Staaten des karibischen Raumes gehören zu den bis heute mehr oder weniger abhängigen Gebieten der **British Overseas Territories** (Anguilla, Britische Jungferninseln, Kaimaninseln, Montserrat, Turks and Caicos Inseln), den französischen Überseegebieten: **La France d'outre-mer** (Martinique, Guardeloupe, Französisch Guyana, St. Martin) sowie den

Holländischen Antillen, ab 2010 **autonome Landteile im Königreich der Niederlande**⁷ (Curacao, Bonaire, Sint Martin, Saba, Sint Eustatius) und **Aruba**. Die französischen Kolonien der Karibik wurden im Zuge der Dekolonisierung 1946 in die französischen Überseegebiete umgewandelt. Überlegungen zur Unabhängigkeit dieser Staaten wurden auf diesem Weg von vornherein unterbunden. Offiziell lautete der politische Status in den französischen Überseegebieten als für die Zukunft offen. In wirtschaftlichen und sozialen Bereichen sind diese Staaten seitdem formal Frankreich gleichgestellt. Da Investitionen im Dienstleistungssektor vorgenommen wurden, das Bildungssystem sich auf französischem Niveau befindet und die Übersiedlung aufs Festland jederzeit möglich ist, verfügen die französischen Überseegebiete über ein relativ hohes Pro-Kopf-Einkommen. Auch die Niederländischen Antillen und Aruba sowie die britischen Überseegebiete sind bis heute in kolonialen beziehungsweise semi-kolonialen Verhältnissen und befinden sich in einer ähnlich guten wirtschaftlichen Lage wie die französischen Inseln. Dies gelang den britischen Inseln und zu kleineren Teilen den holländischen Inseln vor allem durch den Ausbau der Nutzung der Inseln als Steueroase sowie dem Luxustourismus (Millette 2004: 180f, Maingot 2004: 329, 331; Gewecke 2007: 119-133).

Allen Staaten der Karibik ähneln sich heute (manche mehr und manche weniger) in mehreren Punkten: politische Umstürze sind nicht zu erwarten, die Staaten besitzen - trotz Unterschiede in der politischen Ausrichtung - alle weiterhin eine große politische Außenabhängigkeit, die neokoloniale Züge trägt (Kuba ist hier nur eingeschränkt zu sehen). Dazu kommen verschärfte Sicherheitskontrollen als Reaktion auf die Ereignisse von 9/11 sowie die nach wie vor große Abhängigkeit von den internationalen Märkten und vom Dienstleistungssektor, der etwa in Branchen wie dem Tourismus großen Marktschwankungen unterworfen ist. Der Druck, die wirtschaftliche Lage zu verbessern, steigt weiter, was zunehmend versucht wird, durch regionale und überregionale Handelsabkommen zu erreichen (Maingot 2004: 344; Bryan 2004: 400, Gewecke 2007: 9).

Insgesamt kann festgehalten werden, dass es heute eine große Heterogenität zwischen den einzelnen Staaten der Karibik hinsichtlich politischer Fragen gibt. Auch die soziale Stratifikation unterscheidet sich in den verschiedenen Staaten, insbesondere hinsichtlich jener Fragen, die mit der Kategorie „race“ in Verbindung stehen. Grundsätzlich herrscht in den Karibikstaaten aber die gleiche soziale Situation, die je nach Land unterschiedlich konnotiert ist. Auf der wirtschaftlichen Ebene teilen die karibischen Staaten mehrheitlich das gleiche Schicksal. Selbst

⁷ <http://www.bmeia.gv.at/aussenministerium/buergerservice/reiseinformation/a-z-laender/niederlaendische-antillen.html> (Zugriff 14.11.2011)

wenn in jenen Staaten mit politischer Abhängigkeit keine akute soziale Not herrscht, so sind auch diese Staaten an wenige Wirtschaftssektoren gebunden und haben wenig Spielraum, sich weiter zu entwickeln. In einem Exkurs werde ich auf diese besondere wirtschaftliche Lage näher eingehen.

2.1.3. Exkurs: Wirtschaftliche Entwicklung im karibischen Raum seit den 1960ern

Die wirtschaftliche Entwicklung spielt in der Karibik immer wieder eine zentrale Rolle und ist ausschlaggebend für soziale Unruhen und politische Instabilität. Darüber hinaus ist die wirtschaftliche Lage in den meisten Fällen der Hauptgrund sowohl für die Emigration aus der Karibik als auch für weiterführende wirtschaftliche Kontakte zwischen den MigrantInnen und ihrem Herkunftsgebiet. Für die Identitätskonstruktionen der 2. Generation in New York City spielen die wirtschaftlichen Entwicklungen im karibischen Raum nur sekundär eine Rolle (aber sind z.B. Grundlage für wirtschaftliche transnationale Verbindungen zwischen der Karibik und den USA). Weil viele dieser Faktoren mit politischen oder sozialen Faktoren interagieren und weil besonders hier die Abhängigkeitsstrukturen zwischen der Karibik und den USA, bzw. den ehemaligen Kolonialmächten in Europa, festzustellen sind, werde ich in einem Exkurs auf die wirtschaftliche Lage der Karibik etwas näher eingehen. Da die Wirtschaftslage aller karibischen Staaten grundlegend sehr ähnlich ist, werde ich im folgenden Abschnitt allgemein darüber sprechen. Lediglich, wenn es signifikante Abweichungen in einem Staat gibt, werde ich diese näher darlegen.

Die großen Ähnlichkeiten stammen vor allem von der Größe der Ökonomien, denn die Karibikstaaten sind alle kleine bis Mikrostaaten mit geringen Bruttosozialprodukten und stellen somit in der internationalen Wirtschaft Randgestalten dar. Die Karibik ist bereits seit ihrem ersten Kontakt mit europäischen Mächten in internationale Wirtschaftsnetze eingebunden. Die längste Zeit fungieren sie als Zulieferer von Rohstoffen für die Länder in Europa. Mit der zunehmenden Internationalisierung der Wirtschaft im 20. Jahrhundert werden die Staaten des karibischen Raumes verstärkt abhängig von internationalen Investitionen. Zudem werden sie in zunehmendem Maße in eine Randposition der Weltwirtschaft gedrängt. Immer weniger entscheiden staatliche Akteure über wirtschaftliche Projekte, sondern Akteure der internationalen Wirtschaft treten in Aktion. Zusätzlich sind die Regierungen in vielen Fällen unter erheblichem Druck durch Verträge mit dem IWF, die seit den 1980ern ausgehandelt werden und zu Rückzahlungen sowie Kosteneinsparungen verpflichtet (Bryan 2004: 399f; Watson 1994: 5).

Dies liegt zum einen daran, dass die globale Wirtschaft seit den 1960ern zunehmend auf den Dienstleistungssektor aufbaut und vor allem die landwirtschaftliche Produktion an Bedeutung verliert. Zum anderen liegt es daran, dass über den wachsenden Dienstleistungssektor kaum in den industriellen Sektor investiert wird. Vor allem aber können nicht genügend Investoren gewonnen werden, weswegen es nicht ausreichend Kapital gibt, um den Dienstleistungssektor hinlänglich auszubauen. Investiert wird in den Dienstleistungsbereich auch nur, wo dieser direkt Gewinne für die Investoren erwirtschaftet (etwa im Tourismus). Die Gewinne werden wiederum nicht vor Ort in die Staaten der Karibik investiert, sondern in andere Teilen der globalen Wirtschaftswelt. Trotzdem ist die Integration in die internationale Wirtschaft derzeit der einzige Weg im globalen Wirtschaftssystem, um eine ökonomische Marginalisierung zu verhindern. Die Förderung von Investitionen durch ausländische Investoren wird heute auch von Sicherheitsfragen bestimmt. Ein Sicherheitsrisiko stellt etwa der Dienstleistungssektor der *offshore financial centres* (Auslandsfinanzzentren) dar, welchem viele Karibikstaaten inzwischen nachgehen und der zur internationalen Geldwäsche benutzt wird. Ebenso blüht der Drogenhandel, der von Lateinamerika in die USA und Europa über die karibischen Staaten abgewickelt wird. Beide Dienstleistungssektoren bringen zwar finanzielle Mittel in die Staaten, fördern auf der anderen Seite aber, dass von anderen Investitionen hier Abstand genommen wird (Iglesias García 2004: 425; Watson 1994: 4; Bryan 2004: 392-395, 400).

Ein zusätzlicher Druck bedeutet für die Staaten der Karibik, neben der Abhängigkeit von den Gläubigern des IWF, die große Abhängigkeit von Kapitalflüssen sowie von Handelsabkommen mit den USA. Dies liegt an Preisbindungen für Exportprodukte aus der Landwirtschaft und anderer Primärgüter wie Bauxit. *Regionale und bilaterale Handelsabkommen* (regional and bilateral trade agreements, kurz RBTA) bestehen in der Karibik seit den 1970ern mit den USA und zu geringeren Teilen auch mit der Europäischen Union (EU). Die Notwendigkeit für derartige Kooperationen wird zum einen als Ergebnis imperialer Initiativen gesehen, da Abhängigkeiten von den USA bzw. von den ehemaligen Kolonialmächten in Europa benutzt und weiter ausgebaut werden. Zum anderen wird die Notwendigkeit für internationale Kooperationen in der veränderten Wirtschaftslage gesehen, da trotz der Verbesserungen in den Produktions- und Exportstrukturen die Abhängigkeit von der Außenorientierung und den Weltmarktpreisen sowie dem internationalen Kapital und den Auslandsschulden (etwa beim IWF) den Abschluss von RBTAs zwingend erforderlich macht (Cassa 2004: 25, 29; Gazbamide-Géigel 2004: 348; Hausberger/Pfeisinger 2005: 14f; Sandberg et al 2005: 796-800).

Nur durch die Mitgliedschaft in Handelsabkommen ist der Absatz an Produkten im ausreichenden Umfang gewährt. Die Hauptabnehmer sind die USA und andere Länder im karibischen Raum. Die meisten Staaten der Karibik sind auf einige wenige Exportprodukte wie Zucker, Bauxit oder Tabak beschränkt. Die Angst davor, aus einem Handelsabkommen ausgeschlossen zu sein und auf diesem Weg Absatzmärkte zu verlieren, bewegt Staaten zum Abschluss von RBTAs, denn vor allem Länder mit gering variierenden Exportprodukten sind von RBTAs abhängig (Sandberg et al 2005: 796-800; Shadlen 2008: 1, 13ff).

Regionale Integration in RBTAs besteht neben wirtschaftlichen Aspekten für den Freihandel und für Zollunionen, auch in sicherheitspolitischen und kulturellen Aspekten und birgt auf diesen Wegen auch Vorteile für die Mitgliedstaaten. Sie entstehen in der Zeit der Dekolonisierung und aus den Bewegungen für den Frieden. In der CARICOM (Caribbean Community and Common Market) etwa werden nicht nur die für die internationale Wirtschaft notwendigen Handelsabkommen für Freihandelszonen abgeschlossen, es werden auch außenpolitische Abkommen geschlossen sowie Kooperationen in Gesundheit, Erziehung, Sport, Kultur, Wissenschaft und Technik angestrebt. Darüber hinaus werden durch die CARICOM auch Verträge mit der EU geschlossen (Lomé Convention 1975), um den wirtschaftlichen und kulturellen Austausch mit den Ländern der EU zu fördern. Diese neuen Verträge (CARICOM, Lomé, ACS usw.) stellen weiters eine Neuorientierung und Neudefinition des karibischen Raumes dar, denn es werden Wirtschaftsabkommen nicht mehr entlang ehemaliger Kolonialterritorien getroffen, sondern gemäß wirtschaftlicher und kultureller Fragestellungen (Gazbamide-Géigel 2004: 359-363; Gewecke 2007: 162f).

Trotz Unterschieden zwischen den einzelnen Staaten befinden sich die Länder der Karibik alle im Zeitalter der (globalisierten) internationalen Wirtschaft und müssen sich in RBTAs engagieren und regionale Kooperationen eingehen, um ein Überleben zu sichern und eine ökonomische Marginalisierung zu verhindern

2.1.4. Migration früher und heute

In der Migrationsforschung wird Migration in verschiedene Arten unterteilt, wobei laut Wöhlcke nach räumlichen, kausalen und zeitlichen Kriterien unterschieden werden kann. In der derzeitigen Forschung wird meistens nach den Motiven der Migration und dem Status, den die MigrantInnen einnehmen, eingeteilt. Zudem wird meist zeitlich unterschieden zwischen „permanenter und „nicht-permanenter“ Migration. *Motive* für Migration können laut Wöhlcke

humanitäre Motive oder *völkerrechtliche Motive* sein. Damit sind etwa Flüchtlinge (definiert nach der Genfer Flüchtlingskonvention der UN), die vor einer Diktatur flüchten bzw. politische Flüchtlinge gemeint. Daneben gibt es *objektive Motive*, was vor allem Migration aufgrund von wirtschaftlichen Faktoren bedeutet. Dabei können Niedriglohnarbeiter genauso gemeint sein wie hochausgebildete Fachkräfte (Wöhlcke 2001: 10ff, 33f).

Wichtig ist zu bedenken, dass die Einteilung nach dem Status abläuft, den ein/e MigrantIn bekommt, etwa als Flüchtling oder als sogenannter illegaler Einwanderer bzw. temporärer MigrantIn (z.B. SaisonarbeiterIn), was erst eine relativ neue Einteilung von Migration ist, die stark auf politische Prozesse in den Zielländern des Nordens reagiert und welche die Wahrnehmung von MigrantInnen im Residenzland sehr variieren lässt. So sind Flüchtlinge oft die „guten“ MigrantInnen und Wirtschaftsflüchtlinge die „schlechten“ MigrantInnen. Ich werde in meiner Arbeit bei dem Begriff MigrantIn bleiben und damit alle Menschen bezeichnen, die ihren permanenten Wohnort für eine bestimmte oder unbestimmte Zeit verändern (Kröhnert 2007: 2; Wöhlcke 2001: 10ff, 33f).

„Seit der Entdeckung der Neuen Welt durch die Europäer ist die Geschichte der Karibik eine Geschichte der Migrationen“ (Gewecke 2007: 252). Derartige Beschreibungen kann man in der Geschichtsschreibung zur Karibik oft lesen. Der Grund dafür ist, dass bis auf wenige Nachkommen der indianischen Ureinwohner alle Bewohner des karibischen Raumes von weit weg migrierten: die Kolonialherren aus Europa, um Kolonien zu gründen und die Sklaven aus Afrika als eine erzwungenen Form von Migration, um auf den Inseln zu arbeiten. Das Migrationsverhalten seit dem Ende der Sklaverei dagegen entspricht den globalen Trends des Migrierens, der die Migration in die Zentren in den USA und Europa bedeutet. Eine Ausnahme hingegen ist der enorme Umfang, in dem Menschen schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts aus der Karibik migrieren (Gewecke 2007: 252; Ortmayr 2005: 137; Richardson 2004: 453).

Ein weiterer Unterschied zwischen den Migrationen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts und früheren Migrationen liegt in dem Umstand, dass Migration keinen unumkehrbaren Prozess mehr darstellt, sondern eine Rückkehr nach einer gewissen Zeitspanne oft in Anspruch genommen wird. Diese Migrationen sind daher auch als *Transmigrationen* zu bezeichnen (Gewecke 2007: 253; Richardson 2004: 437). So migrieren für den Bau des Panamakanals 1881 mehrere hunderttausend Menschen nach Panama. Ein großer Teil davon kehrt aber nach dem Ende der Bauarbeiten 1914 wieder in die Herkunftsländer zurück. Auch die Kontraktarbeiter aus Indien, die nach dem Ende der Sklaverei in die Karibik migrieren, gehen zum Teil nach Ablauf ihrer Verträge in die Heimat zurück (Richardson 2004: 439ff).

Im 20. Jahrhundert kommt es in großem Umfang zu *intra-karibischen Migrationen*. Vor allem um Arbeit zu finden, ziehen die Menschen in andere Staaten im karibischen Raum, um etwa als Saisonarbeiter auf den Zuckerrohrfeldern in Kuba und der Dominikanischen Republik zu arbeiten. Viele MigrantInnen aus den britischen Kolonien, die am Panamakanal arbeiten, migrieren auch direkt weiter in die USA, um dort Arbeit zu finden (Richardson 2004: 442f, 358; Cassa 2004: 19; Foner 1987: 4f).

Die Migration aus dem karibischen Raum in die USA setzt sich, relativ unkontrolliert durch die staatlichen Behörden, fort, bis ein Gesetz 1924 diese beschränkt. Damit werden die ersten Formen von *Kriminalisierung der Migration* geschaffen, da nun viele MigrantInnen auf illegalem Weg versuchen, in die USA zu migrieren. Die illegale Migration bleibt auch mit dem Erlassen des Immigrantengesetzes von 1965 bestehen, welches zwar eine höhere legale Migration in die USA erlaubt, aber dennoch nicht genügend Menschen aus dem karibischen Raum die Migration in die USA ermöglicht. Auch nach Großbritannien migriert ab 1948 eine hohe Zahl von Menschen aus der Karibik. Aber auch diese Migrationsbewegungen werden mit einem Immigrationsgesetz 1962 stark eingeschränkt (Richardson 2004: 444-451). Daneben sind vor allem Kanada, Frankreich, Holland und Spanien das Ziel karibischer Migration.

Bis heute verschärfen sich die gesetzlichen Bestimmungen in den Ländern des Nordens zur Beschränkung der Einwanderung. Als Gründe dafür werden von Seiten der Regierungen die stetig steigende Zahl an MigrantInnen und die verschärfte Sicherheitslage durch den internationalen Terrorismus angeführt. Gleichzeitig sind diese Gründe für einige politische Parteien ideale Vorwände, um die Migration für die eigenen politischen Zwecke zu „missbrauchen“. Unterstützt werden die politischen Parteien dabei von Teilen der Medien, die immer wieder die Zahlen von sogenannten illegalen Menschen und deren Sicherheitsrisiko medienwirksam darstellen (Richardson 2004: 453; Cohen 2006: 1; Díaz-Briquets/Weintraub 1991: x).

In den letzten Jahrzehnten stellt die *Rückmigration* in die Herkunftsländer des karibischen Raumes auch einen Teil der Migrationsbewegungen dar. So gehen viele ehemalige MigrantInnen in ihre Heimat zurück oder deren Kinder ziehen in das Herkunftsland ihrer Eltern. Darüber hinaus hat das Phänomen der *Transmigration* an Umfang noch zugenommen und viele MigrantInnen wohnen nun abwechselnd im Herkunftsland und dem Residenzland (Phillips/Potter 2006: 309ff; Potter 2005: 213ff). Zusätzlich können sich heute sehr viel mehr MigrantInnenfamilien den Urlaub im Herkunftsland leisten. Diese *transnationalen Verbindungen* gibt es, anders als in vielen Quellen argumentiert, zwischen den karibischen

Staaten und dem Residenzland auch schon vor den 1960ern, nur haben die besseren technologischen Möglichkeiten sowie schnelleren und billigeren Transport- und Kommunikationswege das Ausmaß dieser transnationalen Verbindungen um ein Vielfaches erhöht (Foner 2001: 7f; Basch 1987: 187).

Folgende drei Gründe gibt es für die Migration aus dem karibischen Raum. Erstens migrieren die Menschen aus *ökonomischen Gründen*. Durch den hohen Bevölkerungszuwachs in den Ländern der Karibik während des 20. Jahrhunderts, ergibt sich eine hohe Zahl an Arbeitskräften, die bei wenigen Arbeitsmöglichkeiten und niedrigen Löhnen Optionen außerhalb der Karibik suchen. Die Migration aufgrund von ökonomischen Motiven ist damit heute der häufigste Grund für die Migration aus den Ländern der Karibik. Gleichzeitig wird Migration aus ökonomischen Motiven durch die Medien und Politik in den Zielländern zunehmend stigmatisiert und als Migrationsgrund abgelehnt (Foner 1987: 3; Cohen 2006: 57).

Zweitens migrieren die Menschen der Karibik aus *politischen Gründen*. Die größte Gruppe dabei stellen die MigrantInnen aus Kuba dar, welche seit 1959 vor dem kommunistischen Regime unter Fidel Castro flüchten. Daneben sind im 20. Jahrhundert Menschen vor Diktaturen in der Dominikanischen Republik und Haiti geflohen. Migration aus Haiti stellt dabei eine Kontinuität über viele Jahrzehnte bis heute dar und ist neben der instabilen politischen Lage vor allem durch große Armut und Arbeitslosigkeit bedingt. MigrantInnen aus Haiti werden trotz mehrerer Diktaturen nicht nach der Genfer Flüchtlingskonvention als Flüchtlinge anerkannt, weswegen sehr viele illegal in die Zentren des Westens migrieren. Die USA sind dabei das Haupt-Immigrationsziel. Ein Grund für die Aberkennung des Flüchtlingsstatus in den USA ist, dass diese mit den Regimen Haitis wirtschaftlich in engem Kontakt gestanden sind (Foner 1987: 3f).

Drittens migrieren die Menschen aus der Karibik zunehmend aus *sozialen Gründen*, zu denen geringe Bildungsmöglichkeiten und fehlende umfassende medizinische Versorgung gehören. Die sozialen Gründe für die Migration werden zudem durch die mediale Repräsentation der Zentren im Norden angeheizt. So werden die Zielländer (vor allem USA, Kanada und die Staaten der EU) in den Medien als gelobtes Land dargestellt, in dem jeder alles erreichen kann und keine sozialen Missstände herrschen. Die Realität steht dem meist in scharfem Kontrast gegenüber (Buchanan Stafford 1987: 148; Foner 2001: 6).

Schließlich gibt es auch einen Wandel der karibischen Migrationsbewegungen durch Veränderung in der Verteilung, wer migriert. Seit den 1960ern ist die Zahl der *weiblichen Migrantinnen* stetig gestiegen und übersteigt in vielen Ländern inzwischen die Zahl der

männlichen Migranten. Gründe dafür liegen unter anderem in der einfacheren Beschaffung von Reisedokumenten sowie dem leichteren Zugang zu Niedriglohnarbeit im Residenzland. Tätigkeiten etwa als Hausmädchen oder Kindermädchen stehen auch hochgebildeten Frauen zur Verfügung, was im Gegensatz dazu den männlichen Migranten nicht möglich ist (Richardson 2004: 456; Foner 1987: 199).

2.2. Die karibischen MigrantInnen in New York City

Die MigrantInnen des karibischen Raumes sind in New York City in verschiedene soziale Organisationsformen eingebunden, was auch eine Auswirkung auf die Identitätskonstruktion hat. So sind MigrantInnen, die in engem Kontakt mit einer Gemeinde aus dem Herkunftsland leben auch stärker in transnationale Verbindungen involviert und identifizieren sich häufiger mit dem Herkunftsland der Elterngeneration (Kasinitz 2002: 113).

Viele MigrantInnen (und deren Nachkommen) sind in verschiedenen Formen von *communities* organisiert. Diese basieren auf den verschiedensten Grundideen, zum Beispiel können wirtschaftliche, politische oder kulturelle Motive Menschen aus einzelnen oder mehreren Nationalstaaten miteinbeziehen, aber auch ganze Regionen können die Grundlage für eine community sein (etwa die Karibik oder Lateinamerika). Eine weitere, besonders eng organisierte Form von community sind Diasporas⁸. Die meisten der communities sind heute transnational organisiert. Alle Formen von communities besitzen in den USA eine eigene mediale Repräsentation, etwa durch Tageszeitungen, Webseiten und Blogs, die sehr oft aus New York City stammen. Überdies gibt es in allen communities verschiedenste Formen von Kulturvereinen, die besonders stark die identitäre Zugehörigkeit prägen.

Im Folgenden werde ich die karibischen MigrantInnen in New York City vorstellen, auf die in der Analyse Bezug genommen wird, daher die MigrantInnen aus Kuba, Haiti, Dominikanischer Republik, Puerto Rico sowie Jamaika und Barbados.

MigrantInnen aus Kuba sind in New York City die drittgrößte Gruppe von sogenannten „Latino or Hispanic Origin“ nach den MigrantInnen aus Puerto Rico und der Dominikanischen Republik

⁸ Was eine Diaspora konstituiert, ist je nach Lehrmeinung verschieden definiert. Cohen definiert fünf verschiedene Formen von Diaspora, die jeweils andere Komponenten in den Vordergrund stellen: Victims, Labor, Imperial, Trade und Deterritorialized Diasporas. Cohen sieht eine Reihe von Faktoren als entscheidend, um eine Diaspora im Unterschied zu anderen Organisationsformen zu identifizieren, wobei nicht alle Faktoren in jeder Diaspora vorkommen müssen: „Social structures, historical experiences, prior conceptual understandings, and the opinions of other social actors (among other factors) also influence whether we can legitimately label a particular group a diaspora“ (Cohen 2008: 15f).

und vor Mexiko und Kolumbien. Überdies leben in New York die meisten KubanerInnen außerhalb Kubas nach Miami. Die meisten kubanischen MigrantInnen, die seit 1959 migriert sind, sehen sich als *Flüchtlinge*, die vor dem kommunistischen Regime in Kuba geflohen sind und daher in New York City (aber auch allgemein) zumeist in der *Exilcommunity* organisiert sind. Das besondere an den Flüchtlingen aus Kuba im Vergleich zu allen anderen MigrantInnen aus dem karibischen Raum ist, dass sie zu einem überdurchschnittlich großen Anteil den oberen sozialen Schichten in Kuba angehören. Aufgrund dieser politischen Gründe für die meisten Migrationen aus Kuba in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts läuft diese Migration aus Kuba in mehreren Wellen ab. So ist die größte Migrationswelle in den ersten Jahren nach der Etablierung des kommunistischen Regimes 1959 zu verzeichnen. Eine zweite große Welle findet Anfang der 1980er statt, als sich die politische Lage abermals zuspitzt. In jüngerer Zeit, also seit dem Untergang der UdSSR, kommen viele WirtschaftsmigrantInnen zu den politischen Flüchtlingen hinzu (Kasinitz 2002: 118; Portes/Rumbaut 1996: 238, 254, 258f, 266; Gewecke 2007: 254).

Die MigrantInnen aus Haiti kommen in großen Zahlen schon relativ lange nach New York City, werden aber in wissenschaftlichen Studien zum Thema Migration in New York City lange ignoriert. Auch die lokale Politik reagiert erst ab den 1980ern auf diese stark wachsende Gemeinde und reagiert mit bilinguaalem Unterricht in Creole und Englisch. New York City besitzt die höchste Zahl haitianischer MigrantInnen in den USA. Aufgrund der Verweigerung, den MigrantInnen, die seit den 1950ern nach New York City kamen, einen Status als politische Flüchtlinge zuzuerkennen, gibt es eine große Zahl „illegaler“ MigrantInnen in der Stadt. Die Zahl der „illegalen“ MigrantInnen liegt laut Schätzungen der haitianischen Gemeinde bei der dreifachen Größe im Vergleich zu offiziellen Zahlen, wobei hier auch Studenten und andere temporäre MigrantInnen eingerechnet werden. Die haitianischen MigrantInnen sind in New York City sowie allgemein in den USA, in einer gut organisierten Diaspora organisiert⁹, welche unter anderem auf der wirtschaftlichen Ebene die breite Masse der haitianischen MigrantInnen zu mobilisieren versucht (Buchanan Stafford: 1987: 131f; Portes/Rumbaut 1996: 237f, 253-256, 262).

Seit den 1980er und vor allem 1990er Jahren sind MigrantInnen aus der Dominikanischen Republik neben chinesischen, jamaikanischen, kolumbianischen und koreanischen MigrantInnen die größte Gruppe der neuen MigrantInnen, die nach New York City kommen. Schätzungsweise 500.000 Menschen sind in den letzten 30 Jahren aus der Dominikanischen Republik nach New York City migriert. Die MigrantInnen kommen überwiegend aus ökonomischen Gründen nach

⁹ siehe zum Beispiel: <http://haitiandiaspora.com/> oder <http://www.myhdf.org/>

New York City. Daneben ist die Angst vor Gewalt und politischer Unterdrückung ein Migrationsgrund. Diese politischen Gründe waren vor allem bis Ende der 1970er Jahre der Hauptmigrationsgrund. Aufgrund dessen stammen die MigrantInnen, die bis in die 1980er Jahre nach New York City kamen, zumeist aus den Mittelklassen der Städte, wohingegen es heute keine bestimmte soziale Gruppe mehr gibt: MigrantInnen kommen aus ruralen und urbanen Gebieten und gehören arbeitslosen unteren Schichten ebenso an wie mittleren und oberen Schichten. Daneben sind die MigrantInnen aus der Dominikanischen Republik bereits seit den 1980er Jahren überwiegend weiblich. Arbeit in den USA zu finden, scheint in jedem Fall eine bessere Option zu sein, als in der Dominikanischen Republik zu bleiben. Interessant ist dabei, dass viele dieser MigrantInnen in den letzten Jahren zurückkehren (können aufgrund finanzieller Sicherheit), um ihren Ruhestand im Herkunftsland zu verbringen (Abu-Lughod 1999: 300; Pessar 1987: 104f).

MigrantInnen aus Puerto Rico können durch den Besitz der US-Staatsbürgerschaft ohne Hindernisse jederzeit in die USA einreisen. Bereits in den 1950ern stellten sie deswegen die größte Gruppe von sogenannten nicht-weißen Menschen dar und sind damit die größte MigrantInnengruppe in New York City. In vielen Studien zu Migration nach New York City werden Puerto RicanerInnen nicht erwähnt, da sie rechtlich als US-Staatsbürger keine Staatsgrenzen gewechselt haben. Ab den 1990ern stellen die Puerto RicanerInnen nur noch 50% der „Hispanics“ dar und auch insgesamt sind sie nicht mehr die Hauptmigrantengruppe, da viele Puerto RicanerInnen in den letzten Jahren nach Puerto Rico zurückkehren, vor allem aber, weil andere Migrationsströme enorm an Umfang zugenommen haben. Im Fall der Puerto RicanerInnen zeigt sich vor allem eine sehr große Gruppe von Angehörigen der 2., 3. und 4. Generation. Auch diese leben oft noch immer in getrennten, segregierten Vierteln der Stadt und haben nach wie vor einen relativ schlechten Zugang zu hochqualifizierten Jobs (Abu-Lughod 1999: 205, 299f; Kasinitz et al 2002: 103).

MigrantInnen aus der anglophonen Karibik stellen ohne die Gruppe der jamaikanischen MigrantInnen eine eher geringe Zahl an MigrantInnen dar. Die MigrantInnen der anglophonen Karibik kommen bereits seit dem Ende der Sklaverei im 19. Jahrhundert nach New York City und machen da einen Teil der später als AfroamerikanerInnen bezeichneten Gruppe aus. Sie sind oft in diasporischen communities oder anderen Organisationsformen formiert. So beschreibt etwa Linda Basch die transnationalen Organisationen der „Vincentians and Grenadians“. Diese sind laut Basch gerade aufgrund der kleinen Größe der communities so gut organisiert. Überdies organisieren sich die MigrantInnen aus dem anglophonen karibischen Raum in Form einer

„single ethnic group“ als „West Indian Community“, die mit Staaten übergreifenden Zeitungen und Kulturvereinen ausgestattet sind und etwa für die Organisation des Karnevals in New York City verantwortlich sind (Foner 1987: 196f; Basch 1987: 162ff; Kasinitz et al 2002: 103, 105; Schmidt 2002: 49-59).

Jamaika ist neben der Dominikanischen Republik eines der Hauptauswanderungsländer aus der Karibik der letzten Jahre und stellt eine der größten Einwanderungsgruppen in New York City dar. Bereits im 19. Jahrhundert und Anfang des 20. Jahrhunderts gab es größere Einwandererwellen in die USA, die hauptsächlich bedingt sind durch die Überbevölkerung auf Jamaika bei gleichzeitig zu wenig Arbeitsmöglichkeiten. Seit den 1970ern wandern JamaikanerInnen wieder in hohen Zahlen nach New York City ein, was vor allem bedingt durch die schlechte ökonomische Situation in Jamaika ist. Die jamaikanischen MigrantInnen stammen vor allem aus den ungelernten, arbeitslosen unteren Schichten und sind daher in New York City in den Niedriglohnjobs beschäftigt. Für viele MigrantInnen sind gerade die besseren Ausbildungsmöglichkeiten in New York City ein Grund für die Migration. Daneben gibt es aber, aufgrund der aktuellen Einwanderungsgesetze, auch zunehmend hochausgebildete MigrantInnen, die eine bessere Bezahlung in den USA für die gleiche Tätigkeit erhalten (ein Trend, der in eigentlich allen Ländern des Südens zu finden ist und auch als Braindrain bezeichnet wird). Auch viele jamaikanische MigrantInnen kommen über ein Besuchervisum nach New York City und halten sich „illegal“ in der Stadt auf. Ebenso wie die Migrationen aus der Dominikanischen Republik überwiegen die Zahlen der weiblichen Migrantinnen bei weitem jene der männlichen Migranten (Foner 1987: 196f, 200).

Die MigrantInnen, die in den letzten 30-40 Jahren nach New York gekommen sind, leben bis heute sehr konzentriert in bestimmten Gebieten der Stadt. So leben MigrantInnen aus der Dominikanischen Republik vor allem in Washington Heights, der Lower East Side, South Bronx und Jackson Heights; MigrantInnen aus Jamaika und anderen anglophonen Karibikinseln in Bedford-Stuyvesant, Crown Heights und East Flatbush, und haitianische MigrantInnen meist in von anderen karibischen MigrantInnen gesonderten Teilen von Brooklyn, Manhattan und Queens (Buchanan Stafford 1987: 137; Abu-Lughod 1999: 302; Foner 1987: 201).

Schließlich sind die meisten der karibischen MigrantInnen ebenfalls in bestimmten Berufsfeldern konzentriert. So sind vor allem die Pflege- und Gesundheitsberufe sowie Anstellungen in privaten Haushalten als Putzkraft und Kindermädchen eine erste Anlaufstelle. Die weiblichen Migrantinnen sind zur Hälfte in informellen Jobs beschäftigt, während der Rest ebenfalls in „Semiskilled operatives“ beschäftigt ist. Dagegen sind die männlichen Migranten zu über einem

Drittel in „Semiskilled operatives“ zu finden sowie als „Other service workers“ und „Unskilled nonfarm labourers“. In der zweiten Generation karibischer MigrantInnen ändert sich das Bild der Beschäftigung. Deutlich weniger MigrantInnen arbeiten in der verarbeitenden Industrie und anderen Niedriglohnjobs, sind dafür aber häufiger in öffentlichen Ämtern zu finden als die 1. Generation. Gleichhoch bleiben die Zahlen dagegen in den Bereichen „Retail trade“, „Finance, insurance, real estate“, „Business services“ sowie „Professional service“ (Pessar 1987: 106; Foner 1987: 200f; Model 2001: 52f, 61-64).

3. Identitätskonstruktion

Bereits seit den 1980ern ist die Verwendung des Begriffes „Identität“¹⁰ der „Inflationsbegriff Nr.1“ (Keupp et al 2006: 7). Ähnlich wie der Begriff „Kultur“ ist er zu einer Art Containerbegriff geworden, der für die verschiedensten Phänomene gleichermaßen verwendet wird. So kann sich der Begriff Identität auf individuelle oder kollektive Identitäten beziehen, auf nationale Identität, kulturelle oder ethnische Identität, Gender Identität, Klassenidentität und psychologische Identität und viele mehr. Es können sowohl Selbst- als auch Fremdzuschreibungen gemeint sein, die eine persönliche Verortung oder Fremdzuschreibung in sozialen Strukturen bedeuten kann oder die soziale und politische Aktivitäten beeinflussen (Brubaker et al 2000: 9).

Wie bereits in der Einleitung dargelegt, liegt der Fokus dieser Arbeit auf der Betrachtung der Identitäten als natio-ethno-kulturelle Gebilde (bzw. Zugehörigkeiten), weswegen die folgende Analyse sich auch fast ausschließlich damit befassen wird, im Unterschied zu Untersuchungen/wissenschaftlichen Arbeiten, die den Fokus auf Gender-Identitäten oder anderen Formen von Identität legen. Neben Zamojskis Begriff der „natio-ethno-kulturellen Identitäten“ bezeichnet auch zum Beispiel Stuart Hall die Identitäten als „kulturelle Identität“, um den Fokus der Betrachtungen deutlich zu machen. Ich werde der Einfachheit halber auch in der Analyse weiter unten von Identität(en) sprechen, wenn ich die natio-ethno-kulturellen Identität(en) meine.

Es ist heute weithin bekannt, dass Identität ein soziales Konstrukt ist, das durch Prozesse der ständigen Interaktion zwischen Menschen entsteht. Identität wird ständig konstruiert und existiert immer nur in einen bestimmten historischen Moment. Dabei ist Identität immer auch fragil, veränderbar und fragmentiert (Brubaker et al 2000: 9). Anders gesagt handelt es sich um „eine Mehrfachkodierung von personaler wie kollektiver Identitäten“, auf die je nach Kontext, Situation, Referenzrahmen Bezug genommen wird (Said in Bronfen/Bronfen 1997: 7). Es handelt sich bei Identitäten also um etwas, das sich stets weiterentwickelt, sich in einem Prozess befindet. Keupp et al sagen daher:

„Identitätsarbeit, -suche, -findung, -bildung: All diese Begriffe betonen den Entwicklungsaspekt von Identität. Identität so verstanden ist nicht etwas, was man von Geburt an hat, sondern was man entwickelt, ein Weg, der viele Verläufe nehmen kann und vielen Einflüssen ausgesetzt ist.“ (Keupp et al 2006.: 65f)

¹⁰ Ich habe „Identität“ in Anführungszeichen gesetzt, um dem Umstand Rechnung zu tragen, dass ich persönlich im Rahmen dieser Arbeit nicht darüber entscheide, ob die hier vorgestellten Identitäten in dieser Formierung existieren. Im Verlauf der weiteren Arbeit, werde ich auf die Verwendung der Anführungszeichen für eine bessere Lesbarkeit verzichten.

Bei der wissenschaftlichen Untersuchung von Identität als eben so „ein Entfaltungs- und Entwicklungsbegriff“ kann damit der Blick „auf das Ergebnis des Prozesses oder auf den Weg, den Prozess selbst“ (Keupp et al 2006: 66) gerichtet werden:

„Der Begriff der Identität selbst verweist auf einen Zustand oder auch ein Resultat. In dem Maß jedoch, wie sich der Blick auf die Prozessualität verschiebt, tut sich eine Spannung auf zwischen einem Begriff, der ein Ergebnis – die Identität – in den Blick nimmt, und einem Forschungsinteresse, das genau auf die Prozessualität zielt. (Diese Spannung ist nicht zufällig. In ihr spiegelt sich die Entwicklung der Identitätsforschung selbst).“ (Keupp et al 2006: 66)

Auf diese Unterscheidung zwischen der Untersuchung von Identität als ein Prozess und Identität als ein Resultat wird im Analyseteil dieser Arbeit Bezug genommen.

Neben diesen Eigenschaften von Identität ist des Weiteren anerkannt, dass mehrere Bezugspunkte gleichzeitig auf eine Identität (ein)wirken. Unklar ist dahingehend, was der oder die wichtigsten Bezugspunkte für Identitäten sind. Bronfen/Marius sehen „Heimat“ als zentral für die Bildung von Identität, da nur derjenige persönliche und kollektive Identität haben kann, der diese nicht-beliebigen, vertrauten Strukturen hat, die mit „Heimat“ assoziiert werden (Bronfen/Marius 1997: 1). Seit der Entstehung von Nationalstaaten im 19. Jahrhundert ist Heimat (in westlichen Diskursen zu Nation) von zentraler Bedeutung. Nationalität bzw. die Nation wurde zum wichtigsten Bezugspunkt für kollektive Identitäten, da sie die Funktion von religiösen Gemeinschaften und dynastischen Reichen übernimmt. Die Nation ist somit nach Benedict Anderson eine *vorgestellte Gemeinschaft* (imagined community), die eine „Schutzdichtung“ darstellt für die Menschen, die in und mit ihr leben. Diese „phantasmatische Konstruktion“ kann aber nur eine bestimmte Zeit menschliche Gesellschaften und Kulturen vor der Realität bewahren, welche in der Bedrohung durch die Fehlbarkeit, Kontingenz und Sterblichkeit der Menschen liegt, weswegen in der Postmoderne dieses Konstrukt zunehmend nicht mehr aufrechterhalten werden kann (Anderson in Bronfen/Marius 1997: 2).

Um genauer erläutern zu können, warum Identitäten heute als etwas Multiples, Fragiles und Veränderbares betrachtet werden, werde ich mich im Folgenden hauptsächlich auf Halls Argumentationen zum Thema kulturelle Identitäten stützen. Hall argumentiert, dass das Individuum seit der Spätmoderne¹¹ als einheitliches Subjekt fragmentiert wird, da ein struktureller Wandel eines besonderen Typs die „kulturelle Landschaft von Klasse, Geschlecht, Sexualität, Ethnizität, ‚Rasse‘ und Nationalität, in der wir als gesellschaftliche Individuen fest verortet sind“, transformiert. Als Folge wird auch die kulturelle Identität gespalten und eine

¹¹ Hall bezeichnet mit der Spätmoderne jene Zeit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Hall 2002: 178).

vereinheitlichte Selbstwahrnehmung untergraben (Hall 2002: 180f). Hall sieht die „alten“ Identitäten (wie Religion oder Klasse) damit im Niedergang begriffen.

„Diese ‚Krise der Identität‘ ist als Teil eines umfassenden Wandlungsprozesses zu sehen, der die zentralen Strukturen und Prozesse moderner Gesellschaften verschiebt und die Netzwerke unterminiert, die den Individuen in der sozialen Welt eine stabile Verankerung gaben.“ (Hall 2002: 180)

Das Subjekt, das zuvor eine einheitliche und stabile Identität besaß, driftet heute auseinander. Es besteht somit nicht nur aus einer, sondern mehreren Identitäten, die einander widersprechen können oder ungelöst sind. Der Prozess der Identifikation wird offener, variabler und auch problematischer, wodurch Identität zu einem „beweglichen Fest“ wird. Insgesamt ist Hall der Meinung, dass eine vereinheitlichte, sichere Identität zu besitzen, eine Illusion sei (Hall 2002: 182f; Singer 153ff):

„In dem Maße in dem sich die Systeme der Bedeutung und der kulturellen Repräsentation vervielfältigen, werden wir mit einer verwirrenden, fließenden Vielfalt möglicher Identitäten konfrontiert, von denen wir uns zumindest zeitweilig mit jeder identifizieren könnten.“ (Hall 2002: 183)

Die besonderen Umstände des strukturellen Wandels in der Spätmoderne liegen vor allem in Prozessen und Kräften, die man unter „Globalisierung“ zusammenfassen kann (Hall 2002: 208). Ebenso wie beim Wandel von „traditionellen“ zu „modernen“ Gesellschaftsformen, kann nicht gesagt werden, dass neue Institutionen (wie der Nationalstaat im 19. Jahrhundert) oder Organisationsformen (etwa weltweit wirkende Gemeinschaften und Organisationen) grundlegend neu sind, sie werden aber „nach völlig neuen Strukturprinzipien organisiert“ und vor allem kommt es zu einer Veränderung von Zeit und Raum. Seit der Spätmoderne bedeutet das kürzere Distanzen und schnellere Kommunikation (Hall 2002: 184, 208f).

Es ist also festzuhalten, dass keine einzelne Identität (etwa soziale Klassen) alle verschiedenen Identitäten übergreifend in einer Art „Herren-Identität“ darstellen kann. Hall ist aber der Meinung, dass in der modernen Welt „nationale Kulturen, in die wir hineingeboren werden, zu den Hauptquellen kultureller Identität“ zählen. Hall versteht daher, wie Bronfen/Marius, nationale Identität (also die Identifikation mit einer Nation) als eine Form der Moderne, welche die Identifikation mit dem Volk, der Region oder Religion abgelöst hat. Eine nationale Kultur, mit der sich Menschen identifizieren, ist ein Diskurs, durch den Bedeutungen konstruiert werden. Konstruiert wird eine vorgestellte Gemeinschaft (wie Anderson es formuliert) mit einer gemeinsamen Erinnerung an die Vergangenheit, das Begehren zusammen zu leben und die Fortsetzung des Erbes. Nationen entstehen schließlich durch gewaltsame Eroberungen, in deren Folge disparate Kulturen vereinigt werden (Hall 2002: 186, 199ff, 205).

Nationale Identitäten konnten nur so lang einheitlich und homogen sein, „wie es ihnen gelang, sich als solche zu repräsentieren.“ Durch die Effekte der Globalisierung sieht Hall nationale Formen von kultureller Identität geschwächt, beziehungsweise unterminiert von lokalen, regionalen und gemeinschaftlichen Identitäten. Auf der anderen Seite werden Szenarien einer weltweiten „kulturellen Homogenisierung“ gezeichnet. In jedem Fall ist zu beachten, dass Gesellschaften in der Peripherie, anders als oft in Ländern des (sogenannten) Westens angenommen, für „westliche Kultureinflüsse“ offen sind, dass aber Globalisierung ein ungleicher Prozess ist, „der seine eigene Machtgeometrie besitzt“ (Hall 2002: 208, 211f, 213ff, 217).

Halls Verständnis von kultureller Identität besagt letztlich, dass kulturelle Identität etwas Reales ist, das keinen fixen Ursprung hat, dass sie eine Geschichte besitzt, die wiederum Effekte hat (die Vergangenheit spricht zu uns durch Mythen, Erinnerung, Erzählungen, Phantasie) und dass kulturelle Identitäten instabile Identifikationspunkte sind, die kein Wesen, sondern eine Positionierung sind (Hall 2002: 30; Singer 1997: 153f). Hall fokussiert auf kulturelle Identität, wo es sowohl *Differenz* als wichtiges Element gibt als auch eine verbindende, kollektive Kultur über das, „was wir geworden sind“ (Hall 2002: 27ff). In jedem Fall sind kulturelle Identitäten für Hall immer etwas Uneinheitliches.

Abschließend werde ich kurz auf Brubaker et al Kritik und die Verwendung des Identitäts-Begriffs eingehen. Brubaker et al kritisieren allgemein die Verwendung des Begriffs „Identität“, der entweder zu viel, zu wenig oder gar nichts bedeutet. Brubaker et al verweisen auf die politischen und intellektuellen Kosten, die dadurch verursacht werden und dass andere Begriffe diese Arbeit besser und genauer machen können. Seit den 1960ern ist der Begriff in den USA populär und geht mit Individualisierungsbewegungen einher. Dazu zählen das Problem von Massengesellschaft („mass society“), ethnischen Bewegungen (black power movement) und den allgemeinen Rebellionen der 1960er (Brubaker et al 2000: 1f).

Ein grundlegendes Problem des Begriffes Identität liegt in der Vermischung von Identität als eine Kategorie der Praxis (category of practice) mit Identität als eine Kategorie der Analyse (category of analysis). Der tägliche Gebrauch von Identität als Kategorie der Praxis ist wichtig, um einen Sinn im eigenen Selbst oder der eigenen Aktivität zu sehen beziehungsweise um sich mit anderen in einer Gemeinschaft zu fühlen oder sich von einer solchen zu differenzieren. Auch für politische Akteure ist Identität als Kategorie der Praxis relevant, um für ihre Interessen und Aktivitäten Unterstützung zu erhalten. Diese Verwendung von Identität als Kategorie der Praxis bedingt aber nicht deren Verwendung als Kategorie der Analyse. Unter dem Label „Identität“

werden Ethnizität, „race“, Nation, Gender und weitere mutmaßliche Identitäten als Analysekategorie zusammengefasst (Brubaker et al 2000: 3ff).

Zu beachten ist der Prozess der Verdinglichung von Begriffen wie Identität:

„Reification is a social process, not only an intellectual practice. As such, it is central to the politics of ‘ethnicity’, ‘race’, ‘nation’ and other putative identities. Analysts of this kind of politics should seek to *account* for this process of reification. We should seek to explain the processes and mechanisms through which what has been called the ‘political fiction’ of the ‘nation’ – or the ‘ethnic group’, ‘race’, or other putative ‘identity’ – can crystalize, at certain moments, as a powerful, compelling reality. But we should avoid unintentionally *reproducing or reinforcing* such reification by uncritically adopting categories of practice as categories of analysis.“ (Brubaker et al 2000: 5)

Bei der unkritischen Verwendung von „race“ als Analysekategorie wird etwa riskiert, dass die Existenz von „race“ als gegeben angenommen wird und so weiterhin auch eine Kategorie der Praxis bleiben wird.

Identität hat viele Verwendungen als Analysekategorie, die zum Teil in genau gegensätzliche Richtungen zeigen können. Auf der einen Seite gibt es Verwendungen des Begriffs Identität, die eine fundamentale Gemeinsamkeit (sameness) aufzeigen, auf der anderen Seite werden Gemeinsamkeiten zurückgewiesen oder der Identitätsbegriff schließt beide Richtungen ein. Damit kommt die Frage auf, ob ein Begriff wirklich derart viele Bedeutungen tragen muss:

“If one wants to examine the meanings and significance people give to constructs such as ‘race’, ‘ethnicity’, and ‘nationality’, one already has to thread through conceptual thickets, and it is not clear what one gains by aggregating them under the flattening rubric of identity.” (Brubaker et al 2000: 9)

Brubaker et al bietet daher verschiedene Alternativen für die Verwendung des Begriffs Identität an (Brubaker et al 2000: 7f). Erstens schlagen Brubaker et al „identification“ und „categorization“ vor, da diese Begriffe die verdinglichende Komponente von Identität nicht besitzen. Darüber hinaus müssen diese Begriffe nicht eine Art von Gemeinsamkeit (sameness) innerhalb einer Gruppe führen und es wird dazu eingeladen, die Akteure (agents), die identifizieren, zu spezifizieren. Es handelt sich um aktive, prozesshafte Begriffe, die auf bestimmte Aktivitäten durch Akteure verweisen (Brubaker et al 2000: 14f). Zweitens kann man Formen von Identität durch „self-understanding“ und „social locations“ mit Identität ausdrücken. Damit werden Aktivitäten (action) von Individuen oder Kollektiven beschrieben:

„In this sense, the term suggests ways in which individual and collective action can be governed by particularistic understandings of self and social location rather than by putatively universal, structurally determined interests.“ (Brubaker et al 2000: 17)

Drittens schlägt Brubaker et al „commonality, connectedness, groupness“ (Gemeinschaftsgefühl, Zugehörigkeitsgefühl, Gruppierung) für die Analyse vor, da sehr oft Formen kollektiver

Identitäten, gerade bei Diskussionen um „race“, Religion, Ethnizität, Nationalismus, Gender, Sexualität, soziale Bewegungen, usw. konzeptualisiert werden. Es handelt sich um emotional gefühlte Zugehörigkeiten zu einer Gruppierung und der gleichzeitig gefühlten Differenz zu Menschen außerhalb der Gruppe. Zu unterscheiden ist dabei aber zwischen starkem Gruppendenken (strongly groupist) und eher losen Zugehörigkeitsgefühlen (bei commonality und connectedness). Im Gegensatz zu einer Analyse dieser Phänomene mit der Bezeichnung „Identität“ kann mit den Begriffen Gemeinschaftsgefühl/ Zugehörigkeitsgefühl und Gruppierung unterschieden werden (Brubaker et al 2000: 19f).

Um die Mehrfachzugehörigkeiten näher zu verdeutlichen, soll im nächsten Kapitel auf Hybridität eingegangen werden.

3.1. Hybridität

Um Auswirkungen von Migrationsprozessen auf die Identitäten analysieren zu können wird in der wissenschaftlichen Forschung zu diesem Thema in den letzten Jahren immer häufiger auf den Begriff der Hybridität zurückgegriffen (u.a. Zamojski 2003, Bhabha 1993). Da die vorliegende Arbeit sich eben mit diesem Zusammenspiel von Migration und Identität befasst, soll an dieser Stelle auf das Konzept von Hybridität eingegangen werden.

„Hybridität“ bezeichnet eine große Zahl von sozialen und kulturellen Phänomenen. Autoren wie Gilroy, Hall, Chambers, Bhabha und Clifford haben bereits dazu geforscht. Hybridität hat für Hutnyk alle möglichen Bedeutungen, die mit „Mischung“ im Kontext von kulturellen Veränderungen stehen. Hybridisierung ist somit ein Prozess der „kulturellen Mischung“ zwischen verschiedenen Kulturaspekten, in deren Folge hybride Kulturen bzw. hybride Identitäten entstehen. In den meisten rezenten Forschungen ist dabei „kulturelle Mischung“ im Residenzland zwischen den Kulturen der MigrantInnen und des Residenzlandes gemeint (Hutnyk 2005: 79ff). Für Hall kann mit Hybridität in der Spätmoderne, aufgrund von Globalisierung und Migrationen, weitaus angemessener die Diversität der Gesellschaften ausgedrückt werden, da gerade MigrantInnen sich mit dem Verlust von Eindeutigkeit der Zugehörigkeit arrangieren müssen (Hall 2002: 218).

Um genauer auf das Konzept von Hybridität eingehen zu können, werde ich mich im Folgenden (und daher auch im Analyseteil dieser Arbeit) vor allem auf Homi Bhabhas Theorie dazu stützen, da mein Blickwinkel auf das Konzept von Hybridität dieser Theorie am besten folgt. Für

Bhabha ist „hybrid“ alles „was sich einer Vermischung von Traditionslinien oder von Signifikationsketten verdankt, was unterschiedliche Diskurse und Technologien verknüpft, was durch Techniken der *collage*, des *samplings*, des Bastelns zustande gekommen ist“ (Bhabha in Bronfen/Marius 1997: 14). Bhabhas:

„Schriften zielen darauf ab, die vermeintliche und über Jahrzehnte von den Imperialmächten propagierte Homogenität von Identitäten, Kulturen oder Nationen aufzubrechen und jene Orte aufzuspüren, wo sich Differenzen entfalten können.“ (Burtscher-Bechter 2004: 282)

Es geht Bhabha vor allem um ein neues Verständnis von Kultur, Heimat und Identität. Die Betrachtung von MigrantInnen steht dabei für ihn im Vordergrund. „Aufgrund ihrer mehrfachen Zugehörigkeiten (zu unterschiedlichen Ländern und Kulturen) finden MigrantInnen in (ver-) einheitlich(t)en nationalen, kulturellen und ethnischen Konzepten keinen Platz“ (Burtscher-Bechter 2004: 283).

Bhabha setzt sich also mit Menschen auseinander, die zwischen Nationen und Kulturen stehen. „Ihre Existenz im Zwischenraum, in der instabilen und dynamischen Position des ‚in-between‘ bringt hybride Identitäten hervor, die sich nicht auf eine einzige nationale und kulturelle Abstammung ein– bzw. beschränken lassen“ (Burtscher-Bechter 2004: 284). Dieser Zwischenraum wird damit zum Ort des „permanenten Aushandelns“, an welchem die verschiedensten Vorstellungen oder Sicht- und Lebensweisen und Zeiten aufeinandertreffen. Der Zwischenraum ist somit auch ein Ort, „von dem aus fixierte Denkweisen, Vorstellungsmuster, Ideen von Einheit und Einheitlichkeit [...] aufgebrochen werden“ (Burtscher-Bechter 2004: 284).

Der Hybriditätsbegriff wird von Bhabha und anderen postkolonialen TheoretikerInnen verwendet, „dem Dilemma, das entsteht, wenn Identitäten sich zwischen zwei oder mehreren Kulturen darstellen müssen, einen positiv besetzten Namen zu verleihen“ (Zamojski 2003: 8). Die stärker vernetzte Welt in Zeiten der rapiden Globalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit anhaltend starken Migrationsbewegungen (von Ländern des Südens in die Länder des Nordens) ermöglicht eine positivere Wahrnehmung von „multikulturell veränderten Gesellschaften in unserer Zeit“ (Burtscher-Bechter 2004: 284). Diese Betonung der positiveren Wahrnehmung ist von Bedeutung, denn der Hybriditätsbegriff hat eine Geschichte: Hybridität stammt aus den *racialisierten Diskursen* (racialized discourses) des 19. Jahrhunderts zu den Evolutionstheorien. Theoretiker wie Bhabha oder Hall wollen ihre Vorstellung von Hybridität von den biologischen Vorgängern abgegrenzt sehen (Hutnyk 2005: 82). Auch Stewart beschreibt diese Umdeutung des Hybriditätsbegriffs:

„All these terms, currently used in positive sense to describe the resilience, creativity, and inevitability of cultural mixture, had extremely pejorative meanings in the past. In the cases of syncretism and hybridity, various writers have examined these pasts and reappropriated the terms through a positive reevaluation of the political significance of mixture.“ (Stewart 2007: 3)

Dennoch bleibt ein Problem bestehen: mit der Behauptung von „Hybridität“ bleibt die Frage offen, inwieweit Hybridität „rely on the positing of an antérieur ‘pure’ that precedes mixture. Even as a process in translation or in formation, the idea of ‘hybrid identities’, relies upon the proposition of non-hybridity“ (Chambers in Hutnyk 2005: 81f). Gilroy etwa umgeht diese Frage, indem er sagt, es gäbe überhaupt keine vorhergehende Reinheit (purity) und versucht daher den Begriff Hybridität auch nicht zu verwenden.

Dieses Problem tritt in ähnlicher Weise mit anderen Begriffen auf, die in essentialistischer und klassifizierender Weise „Mischformen“ zwischen Menschen bezeichnen:

„the mostly inventive terminology of mulatto, mestizo, cross race, mixed blood, half-caste, quadroon and octaroon, all manner of mixed miscegenation in marriage and heterogeneous alliances in several shades of adulteration with diverse nominations of interbreeding, betraying a disproportionate fervour and zeal for classification. [...] all demonstrate essentialism and biopolar thinking.“ (Hutnyk 2005: 89f)

Trotz der historischen Dimension des Hybriditätsbegriffs, werde ich den Begriff Hybridität dennoch in meiner Arbeit verwenden und mich damit TheoretikerInnen wie Zamojski und Bhabha anschließen, da sich der Hybriditätsbegriff zumindest gegen essentialistische Konzepte wendet und eine positive Wahrnehmung von „Mischungsprozessen“ suggeriert.

Schließlich noch einige Worte zur Problematik der Generationsunterschiede: Auch wenn Bhabha und die meisten anderen postkolonialen TheoretikerInnen sich auf MigrantInnen beziehen, in ihren Gedanken zu Hybridität und Lebensumständen der MigrantInnen hauptsächlich auf der 1. Generation aufbauen, so bin ich der Meinung, dass diese Gedanken grundsätzlich auch auf die 2. Generation anzuwenden sind.

Von Rubmaud/Portes wird darauf hingewiesen, dass bei der Identitätskonstruktion auch Unterschiede zwischen den Generationen zu beachten sind. Gerade die Kinder von MigrantInnen verlassen oft die Identitäten ihrer Elterngeneration und nehmen ihren Platz im „sozialen Mainstream“ der Zielgesellschaft ein (Portes/Rumbaut 1996: 233).

Im nächsten Kapitel soll nun auf den Einfluss von „race“ und „Ethnizität“ im US-amerikanischen Kontext der Identitäten eingegangen werden

3.2. „Race“ und „Ethnizität im US-amerikanischen Kontext

Identitätskonstruktion basiert zu einem bedeutendem Teil auf den Kategorien „race“ und „Ethnizität“ (ethnicity). Die Kategorie „race“ ist wie „Identität“ sozial konstruiert und genau wie im Fall von Identität ist kaum über die Wissenschaften hinaus bekannt (und auch oft in den Wissenschaften), dass es sich um ein soziales Konstrukt handelt. Die Kategorie „race“ ist eine wichtige Kategorie der Praxis im täglichen Leben der Menschen. „Race“ ist sowohl für die Selbstidentifikation (persönliches Zugehörigkeitsgefühl), als auch für die Fremdentifikation (politische Kategorisierungen z.B. durch den U.S. Census, Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gruppe) von Bedeutung und kann, wie im Fall von „Blackness“, Heimat in mehrerlei Hinsicht bedeuten:

„They [university students] know that it arises from social conventions, from agreed-upon fictions that paper over complexities [...]. These are fictions not in the sense of being unreal or untrue, but in the sense of being an agreed-upon set of understandings that may be deployed both by those within the designated group as well as by those outside it. [...] Blackness was in many ways ‘home’ – it connected them to a particular community, to institutions, to a culture and an identity.“ (Holt 2000: 13)

Die Kennzeichen (markers) von „race“ sind zweiseitig. Erstens basiert das Konstrukt „race“ zum einen auf biologischen oder physiologischen Zuschreibungen und zum anderen auf (angenommener) genetischer Abstammung mit einem gemeinsamen Genpool, welche die Zugehörigkeit zu einer Gruppe wissenschaftlich objektiv beweisen soll. Zweitens hängt die Kategorie „race“ auch von unzähligen anderen Variablen ab. Diese sind soziale Variablen, die veränderbar sind und die sich so mit der Zeit entwickeln, etwa durch Migrationsbewegungen und „interracial“ soziale Kontakte (Holt 2000: 9ff; Brubaker et al 2000: 4f; Bronfen 1997: 1f).

Die Kategorie „Ethnizität“ (ethnicity) ist vor allem in den letzten 60 Jahren populär geworden. „Ethnizität“ ist wie „race“ und „Nationalität“ sozial konstruiert und basiert hauptsächlich auf „kulturellen Merkmalen“ (cultural markers). Der Begriff „Kultur“ löst seitdem in vielen Zusammenhängen „race“ als Kategorie ab. „Kultur“ hat dabei eine Aura von Wandlungsfähigkeit und Freiwilligkeit, die bei „race“ fehlt. In der praktischen Verwendung durch die Menschen haben beide fast die gleiche Bedeutung (Holt 2000: 13f, 16, 18). Oft werden die Begriffe synonym verwendet. So wird „black culture“ gesagt, wenn eigentlich die „racial“ Kategorie „black“ gemeint ist. (Laó-Montes 2001: 11). Im Zusammenhang der Kategorie „black“ mit „Ethnizität“ stellt Hall fest, dass:

„wenn das schwarze Subjekt und die schwarze Erfahrung nicht durch die Natur oder andere wesenhafte Garantien stabilisiert werden, dann müssen sie historisch, kulturell und politisch konstruiert sein – der Begriff, der dies bezeichnet, ist der der ‚Ethnizität‘: Dieser Begriff erkennt den Stellenwert von Geschichte,

Sprache und Kultur für die Konstruktion von Subjektivität und Identität an, sowie die Tatsache, daß jeder Diskurs platziert, positioniert und situativ ist und jedes Wissen in einem Kontext steht.“ (Hall 2002: 21f)

Laut Holt wird heute oft ein qualitativer Unterschied zwischen „racial“ Identitäten und „ethnischen“ Identitäten gemacht:

„And of course, the shift from biology to culture has opened another can of worms for defining the concept of race. Many analysts attempt to draw a distinction between an „ethnic“ and a „racial“ identity and in the process imply (or assert) that there is a kind of „naturalness“, a socially and culturally grounded quality to ethnicity that is somehow missing in race. Implicitly, and sometimes explicitly, this distinction appears to arise from the assumption that race is biological and thus suspect, while ethnicity is cultural and thus valid.“ (Holt 2000: 16)

Holt sieht aber nach wie vor Unterschiede zwischen „race“ und „Ethnizität“. „Race is something blacks have, ethnicity belongs to whites“ (Holt 2000: 17). Im Kontext der USA sieht Laó-Montes die Funktion von „Ethnizität“ folgendermaßen: „the rhetoric of ethnicity serves as a way to distinguish between an allegedly nonethnic, mainstream American core (implicitly white) and the internal others (ethnicized new immigrants and nonwhite second-class citizens).“ Dabei spielt das ethnische Paradigma die Rolle der Verschleierung von Rassismus und Kolonialismus als wichtige Teile von Identität in den USA (Laó-Montes 2001: 11).

Vor allem „race“ hat eine lange Tradition in der Geschichte der USA als historisch produzierte Kategorie. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts gab es keine eindeutige Trennung zwischen den Gruppen „black“ und „white“. Für die Implementierung der Kategorien „race“ und „Ethnizität“ sind weitreichende Machtbeziehungen und institutionelle Verankerungen ebenso verantwortlich wie die Umstände der jeweiligen Zeit. Im US-Kontext zählen zu institutionellen Verankerungen Antirassenmischungsgesetze, berufliche Diskriminierung, das trennende Schulsystem, die Geschichtsschreibung oder die Verwendung von Kategorien „race“ und „ethnicity“ im U.S. Census. Veränderungen im Kontext der Zeit betreffen etwa die Stimmung nach dem 2. Weltkrieg und in rezenten Zeiten die Einflüsse der Globalisierung und damit einhergehende schnelle Kommunikation, die etwa Kulturproduktionen weltweit verbreiten können (Brubaker et al 2000: 29; Holt 2000: 10, 18, 21).

3.2.1. „Blackness“ und „Latinidad“

In der vorliegenden Arbeit spielen „Blackness“ und „Latinidad“ eine entscheidende Rolle. „Blackness“ und „Latinidad“ sind sozial und historisch konstruiert und etikettieren (labeling) Gruppen von Menschen, die sehr heterogen sind. Sie werden in den USA entweder als „race“

Kategorien oder „ethnische“ Kategorien verwendet und werden in staatlich-öffentlichen Bereichen genauso eingesetzt wie für persönliche Selbstbezeichnungen und politische grassroots-Bewegungen in der Bevölkerung, wie zum Beispiel das *Black Power Movement* in den 1960ern (Brubaker et al 2000: 7f; Laó-Montes 2001: 3f).

„Black“ (Abu-Lughod 1999: 204), „African American“ (Brubaker 2000: 30), „African“ (Brubaker 2000: 29) und „West Indian“ (Foner 2001: 1) und viele mehr sind Bezeichnungen, die verwendet werden, um „Blackness“ auszudrücken. Nach dem Census werden somit auch generell alle Menschen, die als „schwarz“ wahrgenommen werden zur Gruppe der „Black or African American“ gezählt¹². Es handelt sich aber um so verschiedene Menschen wie MigrantInnen aus afrikanischen Ländern, AfroamerikanerInnen (daher US-Amerikaner schwarzer Hautfarbe) und Menschen aus Ländern der Karibik und Südamerikas, die (zum Teil) afrikanische Vorfahren haben (Abu-Lughod 1999: 204).

„Comparative historians, meanwhile, have shown that many people who where „black“ under North American classificatory systems would have been something else in other parts of the Americas.“ (Brubaker et al 2000: 29)

Das essentiell Verbindende ist dabei neben der schwarzen Hautfarbe die gemeinsame Abstammung vom afrikanischen Kontinent, eine Zugehörigkeit also zu einer wie auch immer definierten „afrikanischen Diaspora“ (Abu-Lughod 1999: 204).

Am Beispiel der US-amerikanischen Geschichte lässt sich die Macht von aufgezwungenen Identifikationen erkennen. Gleichzeitig zeigt es aber auch die Komplexität der Selbstwahrnehmungen von Menschen, die durch Situationen definiert werden, die sie nicht selbst kontrollieren können: „Pre-Civil War collective self-definition situated black Americans in particular ways in regard to Africa“ (Brubaker et al 2000: 29f). Seit dem Unabhängigkeitskrieg entstanden sowohl eine „black nationality“, als auch verschiedene Versuche von afroamerikanischen AktivistInnen, politische Aktivitäten zu artikulieren. All diese Formen werden zusammen mit der geteilten Erfahrung von Sklaverei und Diskriminierung Teil der US-amerikanischen Geschichtsschreibung und trugen auf diese Weise zur Entstehung einer „black identity“ in den USA bei. Touré erläutert, dass „Blackness“ zu *einer* konstruierten Identität wurde, weil es effektiver ist, sich als Gruppe zu verteidigen (Touré 2011:). Wichtig ist daher zu beachten, dass *die* „black identity“ doch aus einer Vielzahl an Spielarten von Identitäten und Identitätsmerkmalen besteht.

¹² http://quickfacts.census.gov/qfd/meta/long_RHI205210.htm (Zugriff 14.11.2011)

Ich verwende in der Analyse dieser Arbeit dennoch den Begriff „Blackness“ als eine Analysekategorie, weil im Kontext von New York City (und generell den USA) mit den Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken können, immer noch oft die Zugehörigkeit zu *einer* „Black community“ verstanden wird (Abu-Lughod 1999: 204). Für die Untersuchung der Identitäten bzw. des Prozesses der Identitätsbildung der 2. Generation in den untersuchten Texten spielt die essentialistische Wahrnehmung von „Blackness“ als eine Eigenschaft der Figuren eine entscheidende Rolle.

Den Begriff „Latinidad“ verwendet Laó-Montes als Schlüsselanalysekategorie. „Latinidad“ wird mit Bezeichnungen (label) wie „Latin“, „Latino/a“, „Hispanic“ ausgedrückt (Laó-Montes 2001: 4). Diese Bezeichnungen wurden zum Teil aus der Regierungs-Rhetorik übernommen oder aus der *Chicano* und *Nuyorican Bewegung*, die in den 1960ern entstanden. In der Wissenschaft (etwa den *Latino Studies* in den USA) wird zunehmend die Geschichte und Kultur jener Menschen, die im Zusammenhang mit diesem Begriff stehen, diskutiert. Laó-Montes definiert „Latinidad“ als:

„an analytical concept that signifies a category of identification, familiarity, and affinity. In this sense, latinidad is a noun that identifies a subject position (the state of being Latino/a) in a given discursive space. Latino/a identity refers to the specific positioning of peoples of Latin American and Caribbean descent living in the United States, a historical location with particular historical foundations, hemispheric linkages, and global projections. [...], it should be conceptualized as a domain of discursive formations. Latinidad, however, does not denote a single discursive formation but rather a multiplicity of intersecting discourses enabling different types of subjects and identities and deploying specific kinds of knowledge and power relations.“ (Laó-Montes 2001: 4)

„Latinidad“ wird meistens als „ethnic or panethnic category“ wahrgenommen, kann aber auch als eine Form von Nationalität (language of nationhood) oder als „racial formation“ gesehen werden. Ähnlich wie im Fall von „Blackness“ werden verschiedenste Gruppen von MigrantInnen aus allen Ländern Lateinamerikas und der Karibik darunter verstanden.

Daher trifft auf den Begriff „Latinidad“ das Gleiche zu wie auf den Begriff „Identität“. Es kann alles und nichts bedeuten: „latinidad (and even more, hispanicity) are mere fiction without much relevance to understanding social realities, power asymmetries, and cultural creation“ (Laó-Montes 2001: 8). Dennoch sieht Laó-Montes „Latinidad“ als sinnvolle Kategorie der Analyse:

„because being Latino/a is now a criterion for individual and collective identification that defines a domain of cultural production, influences the division and allocation of social wealth and power, and motivates the organization of social movements and institutions.“ (Laó-Montes 2001: 8)

Zudem spielt die essentialistische Wahrnehmung von „Latinidad“ als eine Eigenschaft von Menschen eine Rolle für die Erforschung der Identitäten bzw. den Prozess der Identitätsbildung

der 2. Generation im untersuchten Material, weswegen ich „Latinidad“ als Analysekategorie verwenden werde, um Derartiges aufzuzeigen.

3.3. Gender und Klasse

Zwei weitere Kategorien, die für die Konstruktion von Identitäten eine Schlüsselrolle einnehmen können, ist die Kategorie der „Klasse“ und die Kategorie Gender. Laut Bottero basieren die Theorien zu *Klasse* heute auf zwei verschiedenen Schulen. Die eine Schule baut auf einem „increasingly precise and contained approach“ auf, während die andere Schule Argumente für eine „expanded and transformed class theory“ vorschlägt (Bottero 2004: 986). Rezente Forschungsprojekte zu „Klasse“ legen einen viel größeren Fokus auf Prozesse wie Kultur, Lebensstil und Geschmack oder untersuchen, wie Klasse „gelebt“ wird in Hinsicht auf die Kategorien Gender oder „race“. (Bottero 2004: 986).

Dass die Kategorie der Klasse wichtig ist, scheint dem Menschen selbst oft nicht aufzufallen bzw. wird persönlich oder in der Gruppe abgelehnt. Für viele Wissenschaftler gibt es daher einen zunehmenden Unterschied zwischen Klassen-Zuständen und der subjektiven Wahrnehmung dieser Zustände (Bottero 2004: 987).

Auch wenn „Klasse“ zunehmend als individualisiert, kulturell und implizit analysiert wird, gibt es oft eine Tendenz zur „alten“ Version von Klassentheorie als kollektiv, gegensätzlich und explizit (Bottero 2004: 986). Dabei ist es wichtig zu bedenken, dass diese „alten Versionen“ von der Kategorie der Klasse durch die zunehmende Individualisierung nicht verschwunden sind, sondern lediglich schwächer ausgeprägt sind:

„Individualization does not entail the death of class, but rather a shift in how class operates, for ‘while collective class identities are indeed weak, people continue to define their own individual identities in ways which inevitably involve relational comparisons with members of various social classes’, representing the reforming of class cultures around individualized axes.“ (Savage in Bottero 2004: 989)

Das Ergebnis sieht dann oft wie folgt aus: „fusing status and classe elements, with ‘class’ identity redefined from explicit attachment to a collectivity, to a sense of relational social distance within a hierarchy“ (Bottero 2004: 990). Insgesamt nimmt die Kategorisierung durch den Begriff der Klasse im Kontext von New York City (bzw. allgemein in den USA) keine vergleichbare Größe ein wie etwa die Kategorien „race“ oder „Ethnizität“.

Die Kategorie *Gender* bezeichnet das soziale und psychologische Geschlecht, im Unterschied zum biologischen Geschlecht. Grundlegend für das Verständnis der Kategorie Gender ist nach

Wetterer, dass das soziale Geschlecht sozial konstruiert wird und keine (natur)gegebene Tatsache darstellt. Seit dem 18. Jahrhundert wird dieses zweigeschlechtliche Wissenssystem in der Medizin, Biologie und Anthropologie etabliert, in dem von einem Zwei-Geschlechter-Modell (im Unterschied zum antiken Ein-Geschlechter-Modell) ausgegangen wird, wonach Frauen und Männer als grundlegend verschieden gedacht werden. Darüber hinaus zeigt das biologische Geschlecht den faktischen Unterschied zwischen Frau und Mann und beweist überdies auch, dass es nur zwei Geschlechter gibt. Zusätzlich werden die Verhaltensweisen von Frau und Mann aus einer Kombination aus Biologie und natürlichem Schicksal festgelegt und verweisen die Frau damit auf die Rolle der Hausfrau und Gebärmaschine. Die gegensätzlichen Geschlechtercharakteristiken zeigen sich etwa in der Arbeitsteilung, welche Frau und Mann in der Arbeitswelt weitestgehend trennt (Wetterer 2004: 122, 126f).

Cyba betont, dass auch wenn sich durch die feministischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts die Rolle der Frau verändert hat und sich auch die Situation der Frauen verbessert hat (etwa in der formalen Gleichstellung am Arbeitsplatz), verweisen die patriarchalischen Strukturen, die bis heute weiterhin (mehr oder weniger) existieren, Männer in die dominante Rolle und Frauen in die untergeordnete Rolle (Cyba 2004: 15).

Die Kategorie Gender ist für die Konstruktion von persönlicher Identität grundlegend und eine wichtige Kategorie, um Gesellschaftsstrukturen zu verstehen. In den von mir untersuchten Quellen spielt die Kategorie Gender oft eine Rolle für die Identitäten der 2. Generation von MigrantInnen aus dem karibischen Raum in New York City. Vor allem von den weiblichen AutorInnen werden Fragen rund um diesen Gegenstand thematisiert. Eine angemessen ausführliche Beschäftigung mit diesem Thema würde aber den Rahmen der Arbeit sprengen. Da meine Hauptforschungsfragen auch auf die Kategorien Gender ausgerichtet werden können und den gleichen Umfang ausmachen würden wie die vorliegende Arbeit, muss im Allgemeinen dieser Punkt der Identitätskonstruktion vernachlässigt werden. An Schnittstellen zwischen der Kategorie Gender mit anderen Kategorien der Identitätskonstruktion der 2. Generation werde ich selbstverständlich auf diese Thematik eingehen.

4. Forschungsmethoden

Die relevanten Forschungsmethoden zur Auswertung und Interpretation des Datenkorpus für die vorliegende Arbeit umfassen zum einen sozialwissenschaftliche Methoden der Qualitativen Inhaltsanalyse und zum anderen spielen Überlegungen zur Generationsforschung sowie literaturwissenschaftliche Herangehensweisen und Methoden eine Rolle.

Ich werde zunächst die Qualitative Inhaltsanalyse vorstellen und auf die für meine Arbeit relevanten Methoden und Vorgehensweisen eingehen. Ferner werde ich die Ansätze der Generationsforschung sowie die für meine Analyse relevanten literaturwissenschaftlichen Methoden erläutern. Daraufhin soll das Korpus meiner Analyse vorgestellt werden. Dazu werde ich die von mir verwendeten literarischen Texte sowie die AutorInnen der Werke vorstellen. Abschließend werde ich die Vorgehensweisen meiner Analyse darlegen. Dafür stelle ich zunächst die von mir verwendete Technik der Qualitativen Inhaltsanalyse vor und gehe anschließend darauf ein, wie ich diese für meine Analyse nutzbar gemacht habe. Ich beginne mit der Erläuterung der Qualitativen Inhaltsanalyse.

4.1. Qualitative Inhaltsanalyse

Aufgrund der kulturwissenschaftlich-soziologischen Form der Forschungsfragen einerseits und des von mir verwendeten Korpus fiktionaler Texte, ist die Verwendung inter- bzw. transdisziplinärer Methoden und Interpretationsansätze quasi unumgänglich. Die vorliegende Arbeit stellt somit eine transdisziplinäre Forschungsarbeit dar und soll auch als solche betrachtet werden. Deswegen bieten sich für die vorliegende Arbeit die Verwendung der Qualitativen Inhaltsanalyse an, da sie neben den Sozialwissenschaften ebenso in den Literaturwissenschaften für die Textanalyse verwendet werden kann.

Da die von mir verwendeten Quellen fiktionale Texte (Romane, Kurzgeschichte) sind, bietet sich die aus den Kommunikationswissenschaften stammende *Qualitative Inhaltsanalyse* für die Auswertung des erhobenen Datenmaterials besonders an, denn:

„Zusammenfassend will also Inhaltsanalyse Kommunikation analysieren; fixierte Kommunikation analysieren; dabei systematisch vorgehen; das heißt regelgeleitet vorgehen; das heißt auch theoriegeleitet vorgehen; mit dem Ziel, Rückschlüsse auf bestimmte Aspekte der Kommunikation zu ziehen.“ (Mayring 2007: 13)

Weiterhin will die qualitative Inhaltsanalyse eine systematische Bearbeitung von Kommunikationsmaterialien sein. Dabei soll dieses Material protokolliert werden (etwa durch

Kodierverfahren) und es soll nicht mehr nur auf den Inhalt des Materials geachtet werden, sondern genauso auf die formalen Aspekte und vor allem latente Sinngehalte (Mayring 2009: 469).

Grundtechniken inhaltsanalytischer Verfahren bestehen erstens in der *Häufigkeitsanalyse* (*Frequenzanalysen*) und damit verbundenen Techniken. „Die einfachste Art inhaltsanalytischen Arbeitens besteht darin, bestimmte Elemente des Materials auszuzählen und in ihrer Häufigkeit mit dem Auftreten anderer Elemente zu vergleichen“ (Mayring 2007: 13). Weitere Techniken umfassen die *Valenz- und Intensitätsanalyse* und die *Kontingenzanalyse* (Mayring 2007: 15).

Ich werde auf die Technik der Häufigkeitsanalyse zurückgreifen. Die Häufigkeit von Phänomenen innerhalb der untersuchten literarischen Werke kann Aussagen über bestimmte Zusammenhänge innerhalb einer abgegrenzten Gruppe tätigen. Aus diesem Grund habe ich mich für eine relativ große Zahl an zu untersuchenden Werken entschieden (Mayring 2007: 13).

Bei der Häufigkeitsanalyse wird umfassend mit Kategoriensystemen gearbeitet. Dabei wird bestimmt, welche Häufigkeit bestimmte Kategorien haben. Die zu untersuchenden Kategorien werden in Abhängigkeit von den Forschungsfragen bestimmt (Mayring 2007: 13f). Die von mir verwendeten Kategorien werden weiter unten vorgestellt.

4.2. Generationsforschung

Eine weitere, den Sozial- und Kulturwissenschaften nahestehender Ansatz, ist die Generationsforschung. Da sich die vorliegende Arbeit mit den Veränderungen in der 2. Generation von MigrantInnen befasst, sind Überlegungen der Generationsforschung dazu, was eine Generation ausmacht und wie diese in der vorliegenden Arbeit angewendet und analysiert werden kann, von Relevanz. Die Verwendung des Generationsbegriffes ist in rezenter Zeit in fast allen wissenschaftlichen Forschungsgebieten zu finden. Dennoch wird kaum dazu geforscht, was eine Generation zu einer Generation macht. Bude erklärt, dass der Generationsbegriff, im Gegensatz zum Kohorten-Begriff, der eine Jahrgangsgruppe meint, eine mögliche Bezugnahme auf gemeinsame Präge- und Wirkungserlebnisse darstellt, aus denen die Evidenz für Gemeinsamkeiten trotz möglicher Unterschiede in Herkunft, Religion oder „ethnischer Zugehörigkeit“, entspringen kann. Demnach ist eine Generation ein kollektives Gebilde, ein Konstrukt (Bude 2009: 188f).

Weiterhin befasst sich die Generationsforschung auch damit, was mit Generation alles gemeint sein kann. Dabei wird unterschieden zwischen erstens der Zugehörigkeit zu Großgruppengesellschaften als Ersatz für die Zugehörigkeit zu Kategorien wie Nation oder Klasse. Zweitens wird Generation als eine Erfahrungs- und Erinnerungsgemeinschaft gesehen, die eine gemeinsame horizontale Identität jenseits einer vertikalen Identität behaupten und drittens kann unter Generation eine gemeinsame geschichtlich-gesellschaftliche Situation verstanden werden, nach der die eigene Geschichte in Abgrenzung zur Geschichte anderer Personen der gleichen Generation bewertet wird (Bude 2009: 187).

Wichtig ist laut Bude vor allem zu beachten, dass nicht „gleitende Übergänge, sondern sprunghafte Mutationen den modernen Sachverhalt der Generationen kennzeichnen“. Generationen werden überdies durch Kehrtwendungen und Neuanfänge gekennzeichnet. Im Gegensatz dazu meint der genealogischen Familiengenerationsbegriff Traditionsanschlüsse von einer Generation zur nächsten (Bude 2009: 190).

Im Kontext der von mir untersuchten Quellen wird zwar zunächst ein genealogischer Familiengenerationsbegriff suggeriert, da es sich um „die Generation“ der Kinder der MigrantInnen handelt. Andererseits aber weicht die von mir festgelegte 2. Generation von diesem Schema ab, da der Generationsbegriff bei mir vor allem auf den Status als MigrantIn in New York City verweist. Es geht somit um eine Erfahrungsgemeinschaft, deren Existenz ähnlicher Identitäten ich im Rahmen dieser Arbeit erst einmal nachgehen will, um anschließend verifizieren oder falsifizieren zu können, ob es sich um eine Generation handelt.

Ein weiterer wichtiger Aspekt für die Feststellung der 2. Generation innerhalb dieser Arbeit ist der Umstand, dass viele der Erzählerfiguren innerhalb der von mir untersuchten Quellen bis zu ihrem 12. Lebensjahr im Herkunftsland der Eltern aufgewachsen sind und nur einen Teil ihrer Kindheit in New York City verbracht haben. Levitt/ Waters bezeichnet diese Kinder von MigrantInnen als 1,5. Generation. Da diese Personen aber in sehr ähnlichem Maß in der entscheidenden Entwicklungsphase der späten Kindheit und Jugend von denselben Umständen in New York City geprägt werden wie jene Kinder, die in New York City geboren sind bzw. als Kleinkinder hergezogen sind, habe ich mich dazu entschieden, diese gemeinsam als eine Generation (einer Erfahrungsgemeinschaft) zu untersuchen. Der Einfachheit halber verwende ich daher in der Auswertung auch nur noch den Begriff „2. Generation“ und meine damit immer die 1,5. und 2. Generation (Levitt/Waters 2002:12)

4.3. Migration und literaturwissenschaftliche Forschung

Wenngleich die vorliegende Arbeit keine literaturwissenschaftliche Arbeit im klassischen Sinn darstellt, wird aufgrund der von mir verwendeten Quellen (fiktionalen Texte) auch auf Instrumente dieser Forschungsdisziplin zurückgegriffen. Zunächst ist Migrationsforschung in den Literaturwissenschaften ein relativ neues Themenfeld. Es gibt dann auch verschiedenste Wege, sich Literaturen von MigrantInnen (bzw. hier der 2. Generation) zu nähern. Neben klassischer Literatursoziologie, die sich vornehmlich mit dem Autor als soziale Person befasst, wird durch LiteraturwissenschaftlerInnen meist eine Werkanalyse vorgenommen, um inhaltliche und formale Gestaltungen der literarischen Werke zu bestimmen (Sievers 2011: 192, 200).

Eine weitere Herangehensweise ist es, literarische Produktionen als „soziologisches Dokument“ zu lesen wie Sievers erläutert: „Ziel solcher Analysen war, [...] die thematischen Schwerpunkte dieser Literatur darzustellen und aus den Lebensbedingungen von Gastarbeitern und Ausländern zu begreifen“ (Hamm in Sievers 2011: 200). Migration wird in diesen Analysen vor allem als Problemverursacher gesehen. Ein Grundproblem in der Betrachtung literarischer Texte als soziologisches Dokument ist, dass sie meist „als Spiegel der Realität gelesen“ werden und der literarischen Gestaltung nicht nur keine Beachtung geschenkt wird, sondern diese auch den Werken oft grundsätzlich abgesprochen wird. In neueren Ansätzen wird nun versucht, die literarische Gestaltung zu berücksichtigen und diese in die Interpretationen mit einfließen zu lassen. Dabei werden auch Fragestellungen interessant wie die Hinterfragung von dominanten Diskursen. So haben etwa LiteraturwissenschaftlerInnen bewiesen, dass AutorInnen algerischer Herkunft in Frankreich durch die Verbindung von oralen mit geschriebenen Traditionen koloniale Repräsentationssysteme in Frage stellen (Sievers 2011: 200ff).

Die vorliegende Arbeit wird dennoch keine rein inhaltliche Interpretationsarbeit im Sinne einer Werkanalyse darstellen. Vielmehr werde ich soziologische Vorgehensweisen (wie die Häufigkeitsanalyse) auf die literarischen Texte anwenden und mit literaturwissenschaftlich-hermeneutischen Verfahren der Interpretation kombinieren.

4.4.Datenkollektion

4.4.1.Die AutorInnen

Mein Korpus für die Untersuchung meiner Forschungsfragen habe ich anhand der *Encyclopedia of Caribbean Literature* erstellt. Um mein Datenmaterial einzugrenzen, habe ich mich auf

AutorInnen, die in New York City leben oder gelebt haben und New York City als Schauplatz ihrer Prosa verwenden, beschränkt. Dies bedeutet aber nicht automatisch, dass AutorInnen nicht ebenso gut über einen Schauplatz schreiben können, wenn sie selbst nicht dort gelebt haben. Weiterhin bedeutet es auch nicht, dass nur AutorInnen über das Leben von MigrantInnen aus dem karibischen Raum schreiben können, wenn sie selbst, beziehungsweise ihre Eltern, karibische MigrantInnen sind. Eine Korrelation zwischen dem persönlichem Hintergrund des Autors und demselben Hintergrund im literarischen Werk des Autors, ist in der Prosaliteratur häufig anzutreffen. Aus diesem Grund ist auch in meiner Auswahl eine Korrelation zwischen dem persönlichen Hintergrund und dem literarischen Hintergrund anzunehmen. Um gehaltvolle Aussagen zu bekommen, habe ich mich deswegen und aufgrund des begrenzten Umfanges dieser Arbeit auf AutorInnen beschränkt, die im Verzeichnis des Encyclopedia of Caribbean Literature zu finden sind und einen persönlichen Bezug zu New York City besitzen.

Des Weiteren habe ich mich auf jene Werke beschränkt, die zwischen 1990 bis 2010 publiziert wurden. Der von mir gewählte Untersuchungsgegenstand der Identitäten von MigrantInnen der 2. Generation aus dem karibischen Raum in New York City, in Verbindung mit Phänomenen wie Hybridität oder Rassismus, ist auch in fiktionalen Texten zu finden, die lange vor diesem Zeitfenster publiziert wurden. Aus Platzgründen kann jedoch kein größerer Zeitabschnitt in dieser Arbeit untersucht werden. Derartige Forschung kann in der Zukunft auch interessant sein, weil viele der von mir beobachteten Faktoren auch schon in Romanen vor den 1990ern zu finden sind¹³.

Wie bereits weiter oben erläutert, habe ich eine Auswahl getroffen, die alle AutorInnen einschließt, die während der Periode von 1990-2010 publiziert haben und im Verzeichnis des Encyclopedia of Caribbean Literature zu finden sind sowie einen persönlichen Bezug zu New York City besitzen. Es war mir jedoch nicht möglich, Zugang zu Publikationen aller AutorInnen zu erhalten, die diesen Kriterien entsprechen. Aus der Liste der mir zugänglichen AutorInnen habe ich mich, um den Umfang der Analyse in Grenzen zu halten, wenn diese mehr als ein Werk im genannten Zeitraum veröffentlicht haben, auf ein Werk beschränkt. Ausnahmen sind die Autorinnen Mohr (von der eine Kurzgeschichtensammlung verwendet wurde) und Danticat (von der auch auf ein Jugendbuch zurückgegriffen wurde), um verschiedene Formen der Prosa in dieser Analyse berücksichtigen zu können. Aufgrund all dieser Parameter hat sich eine bestimmte Auswahl an zu untersuchenden Werken ergeben, die weiter unten vorgestellt wird.

¹³ Ich bin in folgenden Romanen einer Vielzahl der von mir untersuchten Fragestellungen begegnet: Piri Thomas: „Down this mean Streets“, Edward Rivera: „Family Installments“, Michelle Cliff „No Telephone from Heaven“, Rosa Guy „The Friends“ und „Ruby“ und vor allem in Paule Marshall „Brown Girl, Brownstone“.

Wichtig ist zu beachten, dass die Handlung der untersuchten Werke zumeist in den 1960er, 1970ern und 1980er spielt und daher in sozialer, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht auch von dieser Zeit geprägt ist. Alle Werke sind aber in der Zeit seit 1990 verfasst worden und implizieren somit eine mehrere Jahrzehnte dauernde „Reifung“ der dargestellten Themen in den (Köpfen der) AutorInnen und kann somit im Gesamteindruck den Zeitgeist seit den 1990ern darstellen.

Neun AutorInnen sind Gegenstand meiner Analyse, wobei in 2 Fällen ein weiteres Werk in die Analyse mit einbezogen wird. Eine Autorin, Michelle Cliff (geb. 1946), stammt aus Jamaika. Pablo Medina (geb. 1949) und Cristina García (geb. 1958) stammen aus Kuba. Edwidge Danticat (geb. 1969) stammt aus Haiti und Julia Alvarez (geb. 1950) aus der Dominikanischen Republik. Eine Autorin, Paule Marshall (geb. 1929) Eltern stammen aus Barbados und schließlich 2 AutorInnen stammen aus Puerto Rico: Esmeralda Santiago (geb. 1948) und Edgardo Vega Yunque (kurz: Ed Vega, geb. 1936) sowie Nicholasa Mohrs (geb. 1938) Eltern stammen aus Puerto Rico.

Damit sind lediglich Nicholasa Mohr und Paule Marshall in New York City geboren, womit alle restlichen AutorInnen faktisch der 1,5. Generation angehören. Außer Michelle Cliff und Cristina García, die im Alter von 2 beziehungsweise 3 Jahren nach New York City kamen, sind die restlichen AutorInnen im Alter von 10 bis 13 Jahren nach New York City migriert. Des Weiteren sind außer Michelle Cliff und Ed Vega (beide 1949) und Edwidge Danticat (1981) alle AutorInnen Anfang der 1960er nach New York City migriert.

Auf weitere biographische Fakten der AutorInnen soll in der vorliegenden Arbeit verzichtet werden, da sie meiner Meinung nach keine signifikante Rolle für die Analyse in dieser Arbeit spielen, und es sich auch nicht um eine reine literaturwissenschaftliche Arbeit handelt (siehe Punkt 4.3.).

4.4.2. Die Werke

Aufgrund der weiter oben beschriebenen Parameter (Publikationszeitpunkt, Genre, usw.), konnte nicht aus jedem Staat des karibischen Raumes eine AutorIn bzw. ein Werk gewählt werden. Folgende elf Romane und Kurzgeschichten habe ich für meine Analyse verwendet:

- Julia Alvarez (1991): *How the García Girls Lost Their Accents*.
- Christina García (1992): *Dreaming in Cuban*

- Esmeralda Santiago (1993): *When I was Puerto Rican*.
- Nicholasa Mohr (1994): *Growing Up Inside the Sanctuary of My Imagination*.
- Edwidge Danticat (1994): *Breath, Eyes, Memory*.
- Pablo Medina (1994): *The Marks of Birth*.
- Nicholasa Mohr (1997): *A Matter of Pride and Other Stories*
- Michelle Ciff (1998): *A Store of a Million Items*.
- Paule Marshall (2000): *The Fisher King*.
- Edwidge Danticat (2002): *Behind the Mountains*.
- Edgardo Vega Yunque (2004): *No matter how much you promise to cook or Pay the Rent You blew it Cause Bill Bailey Ain't Never Coming Home Again: A Symphonic Novel*.

Die verwendeten Werke besitzen in fast allen Fällen mehr oder weniger starke autobiographische Züge. Im Fall von Nicholasa Mohrs „*Growing Up Inside the Sanctuary of My Imagination*“ und Esmeralda Santiagos „*When I was Puerto Rican*“ handelt es sich sogar um Autobiographien. In den allermeisten Werken wird bereits im Klappentext erklärt, dass es autobiographische Parallelen im Roman gibt (außer bei Mohrs „*A Matter of Pride and Other Stories*“, Cliffs „*A Store of a Million Items*“ und bei Marshalls „*The Fisher King*“).

Es handelt sich beim untersuchten Quellenmaterial bis auf die Kurzgeschichten von Nicholasa Mohrs „*A Matter of Pride and Other Stories*“ und Michelle Cliffs „*A Store of a Million Items*“, ausschließlich um Romane. Dies ist dem Umstand zuzuschreiben, dass die von mir verwendeten AutorInnen vor allem auf das Mittel des Romans zurückgegriffen haben.

Neben den von mir behandelten AutorInnen und Werken gibt es noch eine ganze Reihe von Lyrik, die vor allem aus dem Umfeld des *Nuyorican Movement* stammt und mir zum Teil auch zugänglich gewesen sind. Jedoch habe ich mich gegen deren Verwendung entschieden, da ich bereits auf drei AutorInnen Puerto-Ricanischer Herkunft zurückgreife. Zusätzlich weicht die literarische Form des Gedichts zu sehr von der Prosaform der verwendeten Romane und Kurzgeschichten ab, weswegen auf deren Verwendung verzichtet wurde.

Fast alle Werke verwenden das Stilmittel der (Ich-)ErzählerIn. Diese stammen auch in allen Fällen aus demselben Herkunftsstaat wie die AutorInnen. Ebenso hat fast immer mindestens eine Hauptfigur dieselbe Altersgruppe wie die AutorIn, was hauptsächlich an den starken autobiographischen Zügen der Werke liegt, die bei den Hauptfiguren zu finden sind (die

Ausnahme stellen lediglich die Kurzgeschichten von Mohr und Cliff dar und zum Teil Marshalls Roman, wo weniger biographische Verbindungen zu finden sind).

Auf die Inhalte der Werke werde ich im Einzelnen nicht eingehen, da ich in den Werksinhalten, ebenso wie in den Biographien der AutorInnen, keine große Relevanz für die Beantwortung meiner Forschungsfragen sehe. Außerdem liegt der Fokus nicht auf der Rolle der AutorInnen oder darauf, wie diese in ihren Werken zu finden sind, sondern in der Darstellung bestimmter Phänomene (der Identitätskonstruktionen). Der Plot einzelner Werke wird, wenn die Argumentation es verlangt, im Zuge der Analyse dargelegt.

4.5. Auswertung und Interpretation

Ich habe mich bei der Auswertung der untersuchten Werke vor allem an die Methoden der Qualitativen Inhaltsanalyse gehalten. Dabei habe ich auf die Technik der Häufigkeitsanalyse zurückgegriffen. Die Häufigkeit von Phänomenen innerhalb der untersuchten literarischen Werke kann Aussagen über bestimmte Zusammenhänge innerhalb einer abgegrenzten Gruppe tätigen, was in diesem Fall die 2. Generation von MigrantInnen aus dem karibischen Raum in New York City ist (Mayring 2007: 13).

Bei der Häufigkeitsanalyse wird umfassend mit Kategoriensystemen gearbeitet. Dabei wird bestimmt, welche Häufigkeit bestimmte Kategorien haben. Die zu untersuchenden Kategorien werden in Abhängigkeit von den Forschungsfragen bestimmt (Mayring 2007: 13f). Die zu bearbeitenden Kategorien sind demzufolge Faktoren, welche einerseits die Identitätsbildung beeinflussen und andererseits Folgen, die sich aus dem Identitätsprozess für die Identitäten ergeben. Jene Kategorien, welche Einfluss auf die Identitätsbildung üben, werden zu Beginn von Teil I der Analyse vorgestellt und jene (vorläufigen) Ergebnisse der Identitäten der 2. Generation werden zu Beginn von Teil II der Analyse dargestellt.

Jedes Unterkapitel beginnt mit einer exemplarischen Darstellung jenes Textmaterials, welches in den untersuchten Quellen zu den jeweiligen Einflussfaktoren bzw. den drei (vorläufigen) Ergebnissen des Prozesses der Identitätsbildung gefunden werden konnte. Um Schlussfolgerungen aus diesen gewonnen Daten ziehen zu können, werden die Ergebnisse anschließend in jedem Unterkapitel in den größeren theoretischen und historischen Kontext gestellt, auf den in Kapitel 1. und 2. dieser Arbeit eingegangen wurde.

Erneut ist zu betonen, dass, auch wenn in den Werken zumeist autobiographische Züge zu finden sind, dies nicht bedeutet, dass Aussagen und Verhaltensweisen der Figuren in den Werken denen des jeweiligen Autors entsprechen und als solche von mir interpretiert werden. Die literarischen Werke sind lediglich fiktionale Werke und zeigen die Sichtweisen der jeweiligen AutorInnen.

5. Migration & Identitätskonstruktion

Der Analyse-Teil dieser Arbeit befasst sich nun im Einzelnen mit der Identitätskonstruktion der MigrantInnen der 2. Generation, die innerhalb der untersuchten 11 Werke dargestellt werden. Um die verwendeten Quellen auswerten zu können, habe ich mich auf die Darstellungen in Keupp et al gestützt. Sie unterscheiden bei der Erforschung von Identitäten¹⁴ einerseits ein Forschungsinteresse, welches auf das Ergebnis, die Identitäten selbst, konzentriert ist und andererseits ein Forschungsinteresse, das den Prozess der Identitätskonstruktion in den Mittelpunkt stellt (Keupp et al: 2006: 66). Deswegen wird die Analyse dieser Arbeit in zwei große Teile untergliedert: im ersten Teil wird der Prozess der Identitätskonstruktion und im zweiten Teil die Identitäten als ein Resultat des Prozesses der Identitätskonstruktion untersucht.

Eine wichtige Rolle bei der Untersuchung der Identitäten bzw. des Prozesses der Identitätsbildung der 2. Generation auf Basis der untersuchten Werke spielt die essentialistische (Fremd- oder Selbst-) Wahrnehmung von „Blackness bzw. von „Latinidad“ als eine Eigenschaft des Menschen. Mit den folgenden Bezeichnungen wird im untersuchten Material „Latinidad“ ausgedrückt: „Latin“, „Hispanic“, „Cuban“, „Dominican“ oder „Puerto Rican“. „Black“, „African American“, „African“ oder „West Indian“ dagegen sind Bezeichnungen, um „Blackness“ auszudrücken¹⁵

Insgesamt unterteilt sich die Analyse in zwei Hauptteile mit jeweils drei großen Unterkapiteln. In Teil I werden jene Einflüsse diskutiert, die auf den Prozess der Identitätsbildung der 2. Generation wirken. Ausgehend vom untersuchten Material sind die größten Einflussfaktoren auf die Identitätsbildung der Hauptfiguren der 2. Generation erstens der Einflussfaktor Familie, zweitens Diskriminierungen und Rassismus sowie drittens transnationale Verbindungen.

In Teil II werden dann jene Folgen für die MigrantInnen der 2. Generation diskutiert, die sich aus den zuvor beschriebenen Einflüssen ergeben. Auf Basis der verwendeten Quellen lassen sich die folgenden drei Resultate bzw. Ergebnisse finden: erstens die Selbstzuschreibung der Hauptfiguren der 2. Generation mit Bezeichnungen, die „Blackness“ bzw. „Latinidad“ ausdrücken, zweitens eine spezifische Sprachverwendung sowie Bezugnahme auf kulturelle Ausdrucksformen durch die Hauptfiguren der 2. Generation und drittens der soziale Aufstieg der Hauptfiguren der 2. Generation.

¹⁴ Wann immer von „Identitäten“ gesprochen wird im Verlauf dieser Arbeit, ist das Konstrukt Identität gemeint. Um Verwechslungen beim Lesen mit der „Konstruktion von Identitäten“ zu vermeiden, wird weiterhin nur von der Identitätskonstruktion und nicht von der Konstruktion von Identitätskonstrukten gesprochen.

¹⁵ Die Kategorien „Blackness“ und „Latinidad“ werden näher in Kapitel 3.2.1. erläutert.

Während der gesamten Analyse wird zum einen immer auf den theoretischen und historischen Kontext Bezug genommen und zum anderen auf die Theorien der Identität. Dabei wird vor allem das Konzept von Hybridität für diese Analyse von Bedeutung sein, da es sich im besonderen Maße mit Identitätskonstruktionen von MigrantInnen befasst und mehr als andere Ansätze der Identitätsforschung erklären kann. Im Folgenden beginne ich mit einer Einleitung zu Teil I der Analyse.

Teil I Einflüsse auf den Prozess der Identitätsbildung

Keupp et al betont die Untersuchung von Identitäten als einen Prozess: den Entwicklungsaspekt von Identitäten. „Identität so verstanden ist nicht etwas, was man von Geburt an hat, sondern was man entwickelt, ein Weg, der viele Verläufe nehmen kann und vielen Einflüssen ausgesetzt ist“ (Keupp et al 2006: 65f). Sie schlagen als Bezeichnung für derartige Phänomene „Identitätsarbeit, -suche, -findung, -bildung“ (Keupp et al 2006: 65) vor. Am plausibelsten erscheint mir *Identitätsbildung*, weswegen ich im Folgenden von Identitätsbildung sprechen werde, wenn ich die Identitäten der 2. Generation als einen Prozess untersuche.

Die Identitätsbildung ist also nach Keupp et al „vielen Einflüssen ausgesetzt“ (Keupp et al 2006: 65f). Um den Prozess der Identitätsbildung der 2. Generation genau nachvollziehen zu können, werden in den folgenden Kapiteln nun einige solcher Einflussfaktoren sowie deren Wirkungsweisen näher untersucht. Da die Untersuchung aller Einflussfaktoren auf die Identitätsbildung der 2. Generation den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, kann nur eine Auswahl von Einflussfaktoren für die Untersuchung herangezogen werden. Ich werde mich in dieser Analyse auf jene drei Einflussfaktoren konzentrieren, die in den untersuchten Quellen am häufigsten mit der Identitätsbildung der 2. Generation in Beziehung stehen. Zu beachten ist dabei stets, dass daneben viele weitere Einflüsse auf die Identitätsbildung (der 2. Generation) einwirken.

Teil I der Analyse unterteilt sich, den zu untersuchenden Einflussfaktoren entsprechend, in drei Kapitel. In jedem dieser Unterkapitel wird zunächst eine exemplarische Darstellung jenes Textmaterials vorgenommen, welches auf Basis der untersuchten Texte zum jeweiligen Einflussfaktor gefunden wurde. Um Rückschlüsse aus diesen Einflussfaktoren auf die Identitäten der 2. Generation (in Teil II der Analyse) ziehen zu können, wird das Datenmaterial in jedem Unterkapitel in einen größeren theoretischen und historischen Kontext gestellt. Ich beginne im Folgenden mit dem ersten Einflussfaktor Familie auf die Identitätsbildung.

5.1. Einfluss durch die Familie

Im folgenden Kapitel wird der Einfluss der Familie auf die Identitätsbildung der Hauptfiguren der 2. Generation näher untersucht. Dabei sind in den untersuchten Quellen die Eltern, ein Elternteil, die Geschwister oder der Ehepartner der Hauptfiguren der 2. Generation der prägende Einfluss auf die Identitätsbildung der Hauptfiguren der 2. Generation.

Der Einfluss der Familie stellt sich nach Durchsicht der Primärtexte auf drei Arten dar. Zum einen beeinflusst die Familie in direkter Weise, wie die Hauptfiguren der 2. Generation sich mit „Blackness“ und zum anderen mit „Latinidad“ identifizieren. Drittens übt die Familie über sogenannte „Core Values“ einen Einfluss auf die Identitätsbildung der 2. Generation aus. Dabei ist zu beachten, dass der Einfluss der Familie bei einer Person zugleich eine Identifizierung mit „Blackness“ und „Latinidad“ befördern kann.

Die hier vorgestellten exemplarischen Darstellungen sagen ebenso noch nicht zwangsläufig etwas über die Selbstzuschreibung der Hauptfiguren der 2. Generation mit Bezeichnungen, die „Blackness“ oder „Latinidad“ ausdrücken.

5.1.1. Familiärer Einfluss und Ausdrucksformen von „Blackness“

In diesem Kapitel wird der Einfluss auf die Identitätsbildung durch die Familie aufgezeigt, der in direkter Weise beeinflusst wie die Hauptfiguren der 2. Generation sich mit „Blackness“ identifizieren.

Der Einfluss der Familie auf die (mögliche) Identifizierung mit „Blackness“ stellt sich in den untersuchten Werken auf verschiedene Art und Weise und in unterschiedlichen Situationen dar. Im Folgenden werde ich zunächst exemplarisch diese unterschiedlichen Darstellungen des Einflusses durch die Familie vorstellen. Anschließend werden diese in einen größeren theoretischen und historischen Kontext gestellt. Ich beginne also mit der exemplarischen Darstellung des Einflusses der Familie auf die Identitätsbildung.

Die erste Art der Darstellung des familiären Einflusses darauf, wie die Hauptfiguren der 2. Generation sich mit „Blackness“ identifizieren, ist die essentialistische Wahrnehmung von „Blackness“ in der eigenen Familie. Dabei werden einzelne Familienmitglieder mit Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken beschrieben. Alle derartigen Beschreibungen sind

in jenen Werken zu finden, wo die Familie der Hauptfigur der 2. Generation aus einem spanischsprachigen Land kommt. Insgesamt in fünf Werken wird „Blackness“ so wahrgenommen.

„Delsa was darker than I was, nutty brown, but not as sun ripened as Papi. Norma was lighter, rust colored, and not as pale as Mami, whose skin was pink. Norma’s yellow eyes with black pupils looked like sunflowers. Delsa had black eyes. I’d never seen my eyes, because the only mirror in the house was hung up too high for me to reach. I touched my hair, which was not curly like Delsa’s, nor pasita, raisined, like Papi’s.“ (Santiago 1993: 13)

„Our family was typical of Puerto Rican families: one member looked Caucasian while another looked black, while others appeared as if they could cross over into either race.“ (Mohr 1994: 50)

Im folgenden Zitat erzählt die Figur über die Art und Weise, wie ihre Mutter sie immer nannte und zeigt dadurch, dass sich auch für die erste Generation – auch wenn die Wahrnehmung von „Blackness“ als Eigenschaft der Familie durch die 1. Generation deutlich seltener zu finden ist als durch die 2. Generation – „Blackness“ durch Bezeichnungen, die sich auf „Hautfarbenwahrnehmungen“ beziehen, ausdrückt.

„‘Speaking of New York,’ Nivea began. She hurried her sign of the cross and kissed the crucifix on her rosary. Nivea, the latest of our cousin, was ‘black-black’: my mother always said it twice to darken the colour to full, matching strength. She’d been nicknamed Nivea after an American face cream (sic!) her mother used to rub on her, hoping the milky white applications would lighten her baby’s black skin.“ (Alvarez 1991; 260)

Eine weitere Form der Darstellung des Einflusses der Familie auf die Hauptfiguren der 2. Generation ist die Verwendung von Kosenamen, die „Blackness“ ausdrücken. Beispiele dafür sind „Negrita“ oder „Negi“. Diese Form der Darstellung kommt in vier untersuchten Texten vor und ist ausschließlich in Texten mit Figuren einer spanischsprachigen Herkunft zu finden. Santiago zeigt in ihrem Roman, wie aus Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, ein Kosenamen für die Erzählerin kreiert wird. Die Mutter der Hauptfigur der 2. Generation erklärt dieser, wie sie zu ihrem Kosenamen gekommen ist:

„‘Why does everyone call me Negi?’
‘Because when you were little you were so black, my mother said you were a negrita. And we all called you Negrita, and it got shortened to Negi’ [...]“ (Santiago 1993: 13)

In diesem Beispiel mag die Hauptfigur die Bezeichnung „Negi“ gern. Dagegen in Vegas Roman lehnt die Hauptfigur der 2. Generation es ab, dass ihre Mutter sie „Negrita“ bezeichnet:

„But the matter of blackness bothered her. The time Elsa made the request that she not call her negrita again, her mother had looked at her long and hard and told her to keep going to the psychiatrist, because she was still crazy. [...] You’re Puerto Rican [...]“ (Vega 2004: 89)

Eine letzte Art der Realisierung der Familie als prägender Faktor, die in drei untersuchten Quellen mit Figuren spanischsprachiger Herkunft zu finden ist, ist die Betonung von „Weiß-

Sein“ als Opposition zu „Schwarz-Sein“ durch die Eltern der 2. Generation. In Alvarez‘ Roman wird dargestellt, wie der Erzähler Sandi die elterliche Präferenz der hellen Hautfarbe völlig ablehnt und selbst „dunkler“ sein möchte:

„The mother spread her arms in all directions to show how pretty and pale and blue-eyed the girl was. [...] So the family has light-colored blood, and that Sandi got it all. But imagine, spirit of contradiction, she wanted to be darker complected like her sisters.“ (Alvarez1991: 52)

Was kann unter Bezugnahme auf den Kontext nun festgestellt werden? Die erste wichtige Beobachtung ist, dass in fast ausschließlich jenen Werken, in welchen die Figuren eine spanischsprachige Herkunft besitzen, der Einflussfaktor Familie zu finden ist.

Die Wahrnehmung von „Blackness“ als ein „Teil“ der eigenen Familie ist dennoch etwas sehr Häufiges in den untersuchten Werken. Foner stellt die Verwendung von Bezeichnungen wie „Negrita“ und „Black“ in Verbindung mit der Kategorie „Race“. Sie sieht in dem Umstand, dass die 2. Generation im sozialen System der USA aufgewachsen ist, den Grund dafür, dass die US-Kategorien von „race“ ein „life-shaping issue“ für die 2. Generation sind (Foner 2001: 15). Es kann daher resümiert werden, dass die Rolle von „race“ im sozialen System der USA auf die Wahrnehmung von „Blackness“ als „Teil“ der eigenen Identität wirkt.

Daneben spielt die unterschiedliche Einstellung der Elterngeneration gegenüber „Blackness“ ebenfalls eine große Rolle dafür, ob die 2. Generation sich mit „Blackness“ identifiziert (bzw. identifiziert wird), denn es sind Einstellungen, welche die 1. Generation von MigrantInnen durch ihren Umgang mit „Blackness“ ihren Kindern mitteilen. Wichtig ist dabei, dass dieser Unterschied zwischen der 1. und 2. Generation von allen Figuren gleichermaßen wahrgenommen wird, unabhängig davon, wie sehr sich die Eltern selbst mit „Blackness“ identifizieren.

Die Unterschiede in der Einstellung der Figuren gegenüber „Blackness“ zwischen der 1. und der 2. Generation sind vor allem in den unterschiedlichen Erfahrungen der Eltern mit „Blackness“ in ihrem Herkunftsland, im Gegensatz zu den Erfahrungen der 2. Generation mit „Blackness“ in den USA begründet. Die 1. Generation wächst Anfang bis Mitte des 20. Jahrhunderts in der Karibik auf. Laut Vickerman ist die Gesellschaft in den Ländern der Karibik zu diesem Zeitpunkt noch viel mehr durch ein Klassensystem sozial organisiert als in den USA. Dies hat es den Menschen in den Ländern der Karibik ermöglicht, sozial aufzusteigen, wenn sie beruflich erfolgreich sind. Auf diesem Weg ist es möglich, Status und Anerkennung zu gewinnen. Die Hautfarbe muss daher in den Ländern der Karibik nicht so eine große Bedeutung besitzen, wie dies im selben Zeitraum in den USA meistens der Fall ist. Dies gilt in aller Regel für all jene Menschen in der Karibik, die als schwarz wahrgenommen werden, auch auf den drei

spanischsprachigen Inseln. Für diese Menschen ist es durch Fleiß ebenso möglich, aufzusteigen und damit einen hohen Status zu erreichen wie für jene Menschen, die nicht als schwarz wahrgenommen werden (Vickerman 2001: 254).

Die von Vickerman skizzierte Darstellungen beziehen sich auf eine Situation in den USA, in welcher bis mindestens zum Beginn der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die One-Drop-Rule ihre volle Gültigkeit besaß und wonach ein Mensch bereits durch einen Tropfen „schwarzen Blutes“ „schwarz“ ist (Vickerman 2001: 237). Auch nachdem sich durch das Civil Rights Movement der 1960er die Lage in den USA verbessert hat, kann von einer völligen Aufhebung der One-Drop-Rule zum Ende des Jahrhunderts nicht die Rede sein (Vickerman 2001: 239). Die hohe Bedeutung der One-Drop-Rule in den USA, im Unterschied zu den Ländern der Karibik, führt dazu, dass die Figuren der 1. Generation in den USA einer Identifizierung mit „Blackness“ ablehnend gegenüberstehen. Eben diese ablehnende Haltung übernehmen die Figuren der 2. Generation von ihren Eltern.

5.1.2. Familiärer Einfluss und Ausdrucksformen von „Latinidad“

Der Faktor Familie beeinflusst auch in direkter Weise, wie die Hauptfiguren der 2. Generation sich mit „Latinidad“ identifizieren. Der Einfluss der Familie auf die Identifizierung mit Formen von „Latinidad“ stellt sich in den untersuchten Werken auf verschiedene Art und Weise und in unterschiedlichen Situationen dar. Ich werde zunächst exemplarisch diese unterschiedlichen Darstellungen des Einflusses durch die Familie vorstellen und anschließend diese in einen größeren theoretischen und historischen Kontext stellen.

Die erste Darstellung des familiären Einflusses ist die bewusste Unterstützung der 2. Generation bei der Identifizierung mit „Latinidad“ durch die Eltern. Diese Form des Einflusses kommt in fünf der untersuchten Werke vor. Als Mutter von vier Töchtern im fast gleichen Alter löst sie in Alvarez' Roman Identitätsfragen der Kinder „pragmatisch“. Dennoch unterstützt die Mutter dabei die Identifikation mit „Latinidad“ bewusst:

„With four girls so close in age, she couldn't indulge identities and hunt down a red cowboy shirt when the third daughter turned tomboy or a Mexican peasant blouse when the oldest discovered her Hispanic roots.“
(Alvarez 1991: 41)

In fünf der elf untersuchten Werke reflektieren die Hauptfiguren der 2. Generation den Einfluss der Eltern auf ihre Identitäten. Dieser besteht in der Vorbildfunktion der Eltern bei der Identifizierung mit „Latinidad“, die sie hervorheben:

„From observing her mother and stepfather she absorbed that being Puerto Rican was something special. Even though her mother and Barry were born in the United States they spoke proudly about the island and their identity.“ (Vega 2004: 65)

Daneben gibt es Darstellungen von Erfahrungen, die die 2. Generation im Herkunftsland ihrer Eltern machen. So ist die Ich-Erzählerin der 2. Generation in Mohrs Kurzgeschichte „A Matter of Pride“ mit ihrem Mann auf Hochzeitsreise in Puerto Rico und kommt dort in Kontakt mit Lebens- und Wertvorstellungen ihrer Familie. Die Ich-Erzählerin möchte mit dieser Reise das Herkunftsland ihrer Vorfahren kennenlernen. Ihr Ehemann hingegen verfolgt das Ziel, sie auf ihre Rolle als puerto-ricanische (Haus-)Frau vorzubereiten und sie mit den Wertvorstellungen seiner Herkunft vertraut zu machen:

„Roberto then emphasized the importance of my visit in particular. ‘You were born here, Charlie, but your wife should know about her culture and learn what it means to be una mujer puertorriquena. Here, we value tradition. Men are men and women are women, eh? Women are respected because they know their place. Here is NOT the American way. Here.... IS the Puerto Rican way. Paula you’ll learn [...]’“ (Mohr 1997: 18)

Schließlich wird in zwei der untersuchten Werke die Identifikation der Eltern mit „Latinidad“ durch ihre äußere Erscheinung als unangenehm („embarrassment“) empfunden:

„His parents looked so young and casual – like classmates. My own old world parents were still an embarrassmet at parents’ weekend, my father with his thick mustache and three-piece suit and fedora hat, my mother in on of her outfits she bought espially to visit us at school, everything overly matched, patent leather purse and pumps that would go back, once she was home, to plastic storage bags in her closet.“ (Alvarez 1991: 98)

Was kann unter Bezugnahme auf den theoretischen und historischen Kontext festgestellt werden? Wie im vorangegangenen Kapitel erwähnt, werden all diese familiären Einflüsse vor allem von jenen Figuren mit spanischsprachiger Herkunft beschrieben. Dabei sind einige dieser Einflüsse für eine Identifizierung mit „Latinidad“ eher fördernd und andere eher abträglich. Darstellungen, die einer Identifizierung mit „Latinidad“ entgegenwirken, kommen im untersuchten Material deutlich seltener vor als Darstellungen, welche die Hauptfiguren der 2. Generation darin bestärken, sich mit „Latinidad“ zu identifizieren.

Der fördernde Einfluss besteht neben der bewussten Unterstützung der 2. Generation bei der Identifizierung mit „Latinidad“ durch die Eltern vor allem in der Vorbildfunktion der Eltern bei der Identifizierung mit „Latinidad“. Andererseits kann der familiäre Einfluss einer Identifizierung mit „Latinidad“ auch entgegenwirken. Zum einen geschieht dies durch die Wahrnehmung der 2. Generation von Äußerlichkeiten der Eltern, die als unangenehm empfunden werden. Derartige Beispiele familiären Einflusses sind jedoch sehr selten im untersuchten Material zu finden und sind prinzipiell auch mit einem generellen

Generationsunterschied erklärbar, wonach das Auftreten der Eltern durch die Kinder in der Postmoderne zumeist als rückständig und „uncool“ gilt (Burns/Sanders 2002: 433).

Zum anderen besteht eine eher ablehnende Haltung gegenüber gewissen Wertvorstellungen der Elterngeneration zur Rolle der Frau in der Ehe. Im Textbeispiel aus Mohrs Kurzgeschichtensammlung ist Paula nicht begeistert von der Rolle, die ihr in Puerto Rico zugewiesen wird, denn sie ist aus New York City eine andere Rollenverteilung zwischen Ehepartnern gewohnt. Die Vorstellungen ihres Ehemannes von ihrer zukünftigen Rolle als Ehefrau kann Paula nicht teilen und verlässt deshalb ihren Ehemann später. Aus diesem Zitat werden Unterschiede in der Wahrnehmung von „Latinidad“ zwischen der 1. und der 2. Generation deutlich. Paulas Ehemann Charlie ist erst im Erwachsenenalter nach New York City migriert und gehört somit der 1. Generation an, wohingegen Paula der 2. Generation entstammt. Die Differenzen bestehen aus unterschiedlichen Vorstellungen von Geschlechterrollen (des sozialen Geschlechts), die an „Latinidad“ geknüpft sind und damit essentialisiert werden. Problematisch sind diese essentialisierten Geschlechterrollen (vor allem) für die weiblichen Hauptfiguren der 2. Generation, da sie eine Rollenverteilung zwischen Mann und Frau implizieren, welche die Frau auf eine Rolle der Hausfrau und Gebärmaschine reduziert (Mohr 1997: 18; Wetterer 2004:126f).

5.1.3. „Core Values“

Schließlich übt die Familie auch einen Einfluss auf die Identitätsbildung der Hauptfiguren der 2. Generation aus, indem die Elterngeneration ihren Kindern gewisse Grundwerte vermittelt. Vickerman hat sich in Feldstudien mit diesem Einfluss auf die Identitäten der 2. Generation beschäftigt und bezeichnet Grundwerte der Elterngeneration als „core values“ (Vickerman 2001: 250). Im Verlauf dieser Arbeit werde ich daher ebenfalls den Begriff der „core values“ verwenden.

Die Vermittlung von „core values“ durch die Elterngeneration stellt sich dabei in den untersuchten Werken auf drei verschiedene Arten dar und ist in unterschiedlichen Situationen im untersuchten Material zu finden. Im Folgenden werde ich zunächst exemplarisch die drei Arten der „core values“ sowie deren Einfluss darstellen. Anschließend werden diese in einen größeren theoretischen und historischen Kontext gestellt.

Der erste „core value“, der in allen untersuchten Werken durch die 1. Generation vermittelt wird, ist eine gute Bildung (education) der 2. Generation. Einerseits wird in den untersuchten Werken

dargestellt, wie dieser „core value“ von der Elterngeneration an die Hauptfiguren der 2. Generation vermittelt wird. Im folgenden Zitat macht die Mutter, eine Migrantin aus Haiti, der Ich-Erzählerin der 2. Generation klar, dass sie hart arbeiten muss, um alle Chancen wahrzunehmen, die sie selbst nicht hatte:

„‘You are going to work hard here,’ she said, ‘and no one is going to break your heart because you cannot read or write. You have a chance to become the kind of woman Attie and I have always wanted to be. If you make something of yourself in life, we will all succeed. You can raise our heads.’“ (Danticat 1994: 44)

Eine gute Schulbildung ist laut der 1. Generation das größte Glück. Deswegen erinnern die Eltern ihre Kinder permanent daran:

„That schoolhouse is your school. Cutting cane was the only thing for a young one to do when I was your age. That is why I never want to hear you complain about your school.“ (Danticat 1994: 4)

In Mohrs Autobiographie erklärt die Erzählerin der 2. Generation, warum die Schulbildung von den Eltern als das höchste Gut angesehen wird:

„They [the parents] were poor and had grown up in a colonized society [Puerto Rico], where going to school was a privilege reserved for the middle class and the rich. In their judgment school was sacred, and Teacher could do not wrong.“ (Mohr 1994: 40)

Andererseits reflektiert die 2. Generation über den „core value“, einen hohen Abschluss zu erreichen, selbst. Durch das wiederholte Erinnern daran übernehmen die Kinder diese Erwartungen im Laufe der Zeit. In Mohrs Roman verdeutlicht die Erzählerin der 2. Generation, wie gute Bildung auch ein Ziel der Kinder ist:

„It was understood that I was going on to college to study art. No matter what we had to do, my mother impressed upon me that I must continue my education. I never doubted for a moment that I would study art.“ (Mohr 1994: 95)

Die Erzählerin der 2. Generation setzt sich nicht nur für das Ziel eines Universitätsabschlusses ein, sie erreicht diesen auch:

„I continued my studies, earned a partial scholarship, worked nights and was able to study full-time. [...] Now I’m finishing my doctoral studies at the City University of New York in the History of the Spanish Caribbean.“ (Mohr 1997: 51, 63)

Ähnlich ist es bei der Figur Elsa in Vegas Roman, die den starken Einfluss der Wertvorstellung der Mutter, einen hohen Abschluss zu erreichen, in ihrer Masterarbeit verarbeitet:

„So pervasive was this loathing of her mother’s values that it provided the impetus for her master’s thesis. Her study was titled, with a certain measure of self-reflective irony, *The Martyr Complex in the Puerto Rican Immigrant Woman and its Deleterious Effects on Her Children*.“ (Vega 2004: 29)

Der Weg zu einem hohen Schulabschluss wird in vielen Fällen vom *persönlichen Ehrgeiz* der Erzählfigur angetrieben. In Santiagos Roman soll die Ich-Erzählerin eine Klasse zurückgestuft

werden, da sie neu in New York City ist. Sie ist damit nicht einverstanden, denn sie hat den Ehrgeiz vorwärts zu kommen:

„I told her they wanted to send me back one grade and I would not have it. [...] ‘I don’t care what their rules say,’ I answered. ‘I’m not going back to seventh grade. I can do the work. I’m not stupid.’“ (Santiago 1993: 226)

Ein weiteres Beispiel findet sich in Mohrs autobiographischem Roman:

„All of this had recently become major issues soince my enrollment in night school at New York University. Although I didn’t know exactly what I wanted to do yet, go into law, history or another specialty, I was definitely going on to higher education.“ (Mohr 1997: 51)

Der zweite durch die Elterngeneration vermittelte „core value“ ist eine erfolgreiche Karriere der Kinder. In fast allen untersuchten Texten wird dieser „core value“ vermittelt. In Vegas Roman zeigt sich dies durch den Wunsch der Figur Elsa, um jeden Preis einen gut bezahlten und angesehenen Job zu erlangen:

„She knew she had no burning desire, as a psychologist, to heal people. It was a means to an end. She wanted to be wealthy and forget where she’d come from.“ (Vega 2003: 325)

Der dritte „core value“ ist schließlich der Respekt der Kinder gegenüber ihren Eltern und kommt ebenfalls in fast allen untersuchten Werken vor. Aus Respekt vor ihrer Mutter will die Hauptfigur der 2. Generation in „Breath, Eyes, Memory“ den Wunsch ihrer Mutter erfüllen, Ärztin zu werden: „‘But I want you to go to school. I want you to get a doctorate, or even higher than that.’“ (Danticat 1994: 58). Und ein wenig später spricht die Tochter selbst davon, genau dieses Ziel erreichen zu wollen:

„‘I think I am going to be a doctor.’
‘You think? Is this something you like?’
‘I suppose so,’ I said.
‘You have to have a passion for what you do.’
‘My mother says it’s important for us to have a doctor in the family.’
‘What if you don’t want to be a doctor?’
‘There’s a difference between what a person wants and what’s good for them.’“ (Danticat 1994: 71f)

Der Respekt vor den Eltern drückt sich in den untersuchten Werken vor allem durch die Wertschätzung der 2. Generation von (Wert-)Vorstellungen der Eltern zu den Themen Sexualität und dem Respekt vor Frauen aus. Im folgenden Beispiel aus Alvarez Roman teilt die Hauptfigur der 2. Generation deswegen nicht nur die Vorstellungen der Eltern zum Thema Sexualität, sie fühlt sich auch verletzt („I was hurt“), wenn diese missachtet werden:

„If only I too had been born in Connecticut or Virginia, [...]. I too would be having sex and smoking dope [...]. For one thing, he said, without my consent, he couldn’t do anything. ‘What about rape?’ I asked, I wasn’t a total bumpkin. ‘Jesus Christ,’ he said, [...]. ‘I’m not going fucking rape you!’ I was hurt. I’d never been spoken to that way. If my father had heard a man use such obscenities before his daughters, he would have asked him to step outside where he would have defended my honor.“ (Alvarez 1991: 95f)

Wie kann dieser starke Bezug der 2. Generation auf die „core values“ nun interpretiert werden? Nach Vickerman gehören zu diesen „core values“ die Betonung von Schulbildung, eine Karriere in einem angesehenen Beruf, Respekt vor den Eltern und Religiosität (Vickerman 2001: 250). Innerhalb der von mir untersuchten Quellen respektieren nicht nur alle Hauptfiguren der 2. Generation diese „core values“, sondern auch die meisten erwähnten Familienmitglieder oder Bekannten der 2. Generation tun dies, was die „core values“ allein durch deren Quantität im untersuchten Material zu einem wichtigen Einfluss auf die Identitätsbildung macht. Die von Vickerman angeführte Religiosität ist in einigen Quellen auch als ein wichtiger „core value“ der 1. Generation dargestellt und wird daher der 2. Generation auch durch die Eltern vermittelt. Im Erwachsenenalter wird die Religiosität aber von den Hauptfiguren der 2. Generation entweder als ein irrelevanter Faktor für die eigene Identität genannt oder sie findet in der Handlung der Texte nach dem Ende der Kindheit gar keine Erwähnung mehr durch die 2. Generation.

Es zeigt sich, dass die von den Figuren der 1. und 2. Generation betonten „core values“ in allen Textbeispielen zu finden sind und es keine Unterschiede nach der unterschiedlichen Herkunft der MigrantInnen aus dem karibischen Raum gibt. Damit gibt es im Fall der „core values“ im untersuchten Quellenmaterial auch keine Unterschiede zwischen jenen Menschen, die sich mit „Blackness“ und jenen, die sich (eher) mit „Latinidad“ identifizieren bzw. identifiziert werden. Einen Unterschied hingegen gibt es zwischen jenen Hauptfiguren der 2. Generation, die finanziell etwas besser gestellt sind und jenen, die in sehr armen Verhältnissen leben. Bei letzteren wird besonders das Erlangen eines angesehenen und gut bezahlten Jobs (der zweite „core value“) vehement und durch die Vernachlässigung anderer „core values“ (wie das Nicht-Erreichen eines Schulabschlusses) verfolgt, gerade um dieser Armut zu entkommen.

5.2. Einfluss durch Rassismus

Rassismus¹⁶ ist der zweite Einflussfaktor, der im Prozess der Identitätsbildung auf die Identitäten der Hauptfiguren der 2. Generation wirkt. Auf Basis des untersuchten Materials spielt Rassismus

¹⁶ Rassismus kann laut Miles ganz grundsätzlich als eine Ideologie, eine Art „Ausschlusspraxis“ (Miles 2000: 23) beschrieben werden, bei welcher zunächst durch Selektion bestimmte biologische Merkmale ausgewählt werden, um ihnen anschließend eine bestimmte Bedeutung zuzuschreiben. Der Status und die Herkunft des Menschen werden dabei als natürlich und unveränderbar dargestellt. Im weiteren Verlauf wird der so gekennzeichnete Mensch (bzw. eine Gruppe von Menschen) mit weiteren entweder biologischen oder „kulturellen“ Merkmalen versehen, welche im Ergebnis (immer) negativ bewertet werden (Miles 2000: 24). Obwohl Rassismus eine Ideologie darstellt, ist er dennoch ein gesellschaftlicher Prozess, welcher immer wieder neu hergestellt wird (Hund 2007: 10). Grundsätzlich kommt es durch Rassismus zur „Stabilisierung herrschaftlich geprägter sozialer Verhältnisse“ (Hund 2007: 9f). In Zusammenhang mit den verschiedenen Formen, die Rassismus annehmen kann, spricht Miles von ideologischen Artikulationen durch Verbindungen mit den Ideologien des Sexismus und Nationalismus (Miles

für die Identitätsbildung der 2. Generation zum einen eine Rolle durch Rassismus, der sich direkt gegen diese richtet. Zum anderen beeinflusst Rassismus die Identitätsbildung der Hauptfiguren der 2. Generation durch deren Wahrnehmung von Rassismus, der sich gegen Verwandte oder enge Freunde richtet. In beiden Fällen basiert der Rassismus auf der essentialistischen Wahrnehmung von „Blackness“ bzw. von „Latinidad“ als eine Eigenschaft der Figuren: Rassismus richtet sich also gegen Figuren, die zum Beispiel als „Black“ oder als „Hispanic“ wahrgenommen werden. Dabei wird der Einfluss des Rassismus auf verschiedene Arten beschrieben und in verschiedenen Situationen dokumentiert. Auch im Fall des Einflussfaktors Rassismus ist zu beachten, dass dieser gleichzeitig im Zusammenhang mit Ausdrucksformen von „Blackness“ und „Latinidad“ auftreten kann.

Diese Einflüsse sind in verschiedenen Formen sowie in verschiedenen Situationen beschrieben. Im Folgenden werde ich exemplarisch diese unterschiedlichen Realisierungen vorstellen. Anschließend werden diese Realisierungsformen von Rassismus in einen größeren theoretischen und historischen Kontext gestellt. Ich beginne mit der Analyse des Einflussfaktors Rassismus im Zusammenhang mit der Zuschreibung von Menschen mit Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken.

5.2.1. Rassismus im Zusammenhang mit Ausdrucksformen von „Blackness“

Rassismus, als prägender Faktor für die Identitätsbildung der Hauptfiguren der 2. Generation, steht in den von mir untersuchten Werken im direkten Zusammenhang mit der essentialistischen Wahrnehmung von „Blackness“ als eine Eigenschaft der Figuren.

Die erste Realisierung dieses Zusammenhangs stellt Rassismus dar, der sich direkt gegen die Hauptfigur der 2. Generation richtet. Derartige Darstellungen von Rassismus sind in allen untersuchten Werken zu finden. Dabei sind im untersuchten Material vor allem Vorfälle beschrieben, die in der Schule stattfinden. Im folgenden Beispiel aus Danticats Roman werden stereotype Vorstellungen mit Äußerlichkeiten der Menschen in Verbindung gebracht, um so eine bestimmte Gruppe von Menschen, hier MigrantInnen aus Haiti, zu bezeichnen:

„A lot of other mothers [...] told her that their children were getting into fights in school because they were accused of having HBO – Haitian Body Odor. Many of the American kids even accused Haitians of having

2000: 30). Rattansi und auch Hund weiten die Kontakte des Rassismus über den Ideologiebegriff hin aus und gehen auf die Verbindungen zwischen Rassismus mit Geschlecht, Klasse, „race“, Empire (Rattansi 2007: 46, Hund 2007: 15ff) und Nation (Hund 2007: 19) ein.

AIDS because they had heard on television that only the 'Four H's' got AIDS – Heroin addicts, Hemophiliacs, Homosexuals, and Haitians.” (Danticat 1994: 51)

In allen untersuchten Texten wird Rassismus gegen die Hauptfiguren der 2. Generation durch die Bezeichnung dieser mit pejorativen Ausdrücken verbalisiert, wenn „Blackness“ als eine Eigenschaft dieser wahrgenommen wird. Meistens geschieht dies über Ausdrücke, die sich auf die Hautfarbe beziehen und eine Geringschätzung des betitelten Menschen beinhaltet. Daher werden in vielen Texten „Schimpfwörter“ wie „Niggers“ verwendet, um jene Abschätzung gegen diese Hauptfiguren zu verdeutlichen (Vega 2004: 109).

Rassismus wird zweitens in den untersuchten Quellen auch dadurch realisiert, dass die Hauptfiguren der 2. Generation Rassismus wahrnehmen, der sich gegen nahe Verwandte oder Freunde richtet. Diese Realisierung von Rassismus ist in fünf der untersuchten Texte zu finden. Im ersten Zitat berichtet der Großvater der Hauptfigur der 2. Generation aus seiner Jugendzeit, in der er aufgrund der Wahrnehmung als „colored“ im öffentlichen Leben diskriminiert wurde:

„Hassle was also the Schrafft's restaurant midtown Manhattan where he and his accompanists, hungry after a long session in the recording studio, had been refused a meal. Midtown Manhattan now! Hassle was the same treatment and worse the time he went south on the road. The No Colored restaurants and hotels.“ (Marshall 2000: 185)

Im zweiten Beispiel berichtet die Mutter ihrer Tochter (Hauptfigur der 2. Generation) von einer Konversation, die sie in ihrer Arbeit gehört hat. Sie gibt eine Unterhaltung zweier Kollegen wieder, als ein Kunde, der als „colored“ wahrgenommen wird, das Geschäftslokal verlässt:

„He turned and walk toward the door. 'Just imagine, Fred. A colored surgeon in the army. That wouldn't have happend in our day.'“ (Cliff 1998: 74)

Außerdem werden in den untersuchten Werken bestimmte Verhaltensweisen als direkte Reaktion auf Rassismus beschrieben. Oft reagieren Figuren, die diskriminiert werden, mit dem Wunsch, sich anzupassen. Anpassung kann dabei etwa durch die Aufhellung der Haut geschehen. Im folgenden Zitat registriert die Hauptfigur der 2. Generation ein solches Verhalten bei ihrer Mutter: „My mother brought face cream that promised to make her skin lighter“ (Danticat 1994: 51).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Rassismus, der im Zusammenhang mit der Wahrnehmung von „Blackness“ als eine Eigenschaft der Figuren steht, innerhalb der untersuchten Quellen vor allem durch die Verwendung von stereotypen Bildern und pejorativen Bezeichnungen realisiert wird. So ist dies auch in den angeführten Beispielen von Rassismus zu sehen, der sich direkt gegen die Hauptfiguren der 2. Generation richtet (Danticat 1994: 51; Vega 2004: 109).

Was lässt sich nun unter dem Augenmerk dieses Kontextes weiter feststellen: Auffällig sind die vielen pejorativen Bezeichnungen, die sich auf die dunkle Hautfarbe der Figuren beziehen. Im Zusammenhang mit MigrantInnen aus dem karibischen Raum ist zu beachten, dass, gleich, aus welchem Land der Karibik die MigrantInnen kommen, sie – wenn sie eine dunkle Hautfarbe haben – nach dem „race“-System der USA alle als „schwarz“ wahrgenommen werden. Somit werden diese MigrantInnen der Karibik auch alle gleichermaßen diskriminiert, unabhängig von ihrer Herkunft oder ihrem Status. Historisch wird diese Wahrnehmung als „Schwarz“ mit der One-Drop-Rule gerechtfertigt, wonach ein Tropfen „schwarzen Blutes“ einen Menschen bereits „schwarz macht“ (Vickerman 2001: 237). Zwar hat diese „biologische“ Begründung der Zugehörigkeit zu „Blackness“ in den USA bis heute nicht ihre Bedeutung verloren, hat aber zumindest seit der Bürgerrechtsbewegung der späten 1960er nachweislich abgenommen (Vickerman 2001: 238f).

Auch die Wahrnehmung von Rassismus, der sich gegen nahestehende Verwandte und Freunde richtet, beeinflusst die Identitätsbildung der 2. Generation. Die Hauptfiguren schildern in vielen Werken, wie sie mit Rassismus in Berührung gekommen sind. Hier ist die auffälligste Beobachtung, dass fast immer Situationen beschrieben werden, die institutionellem Rassismus zugrunde liegen (so im Beispiel von Marshall 2000: 185; Cliff 1998: 74). Institutioneller Rassismus wird in den untersuchten Werken vor allem im Bildungswesen dokumentiert.

Institutioneller Rassismus

„bezeichnet die zahlreich belegten Fälle rassistischer Diskriminierung von Seiten ‚ideologischer Staatsapparate‘ (Louis Althusser); nicht nur in den drei Gewalten der Legislative, Judikative und Exekutive (vgl. Kravagna 2004), sondern auch im Bildungswesen (vgl. Thoma 2006; Jungermann 2006) [...]“ (Sonderegger 2008: 21)

Die beschriebenen Situationen zeichnen diesen institutionellen Rassismus nach: Im Beispiel von Marshall wird der von Staatsseite unterstützte Ausschluss jener Menschen, die als „schwarz“ wahrgenommen werden, angesprochen. Bei Cliff wird gezeigt, dass es früher nicht erlaubt war, in der Armee als Arzt tätig zu sein, wenn man als „schwarz“ wahrgenommen wurde. Im Gegensatz zu den Zuschreibungen unter Verwendung rassistischer Bezeichnungen, haben Probleme mit dem institutionellen Rassismus seit der Bürgerrechtsbewegung stark abgenommen, weswegen in den untersuchten Quellen viele Szenen beschrieben werden, in denen ältere Verwandte der 2. Generation aus früheren Zeiten berichten. Die weitreichenden Konsequenzen des beschriebenen institutionellen Rassismus für die Gestaltung des täglichen Lebens der betroffenen Menschen erklären deren nach wie vor häufige Darstellungen in den herangezogenen Texten.

Die sehr häufigen Darstellungen von Rassismus im Zusammenhang mit Ausdrucksformen von „Blackness“ zeigen, dass Menschen, die mit „Blackness“ identifiziert werden, nach wie vor stark von verschiedenen Formen von Rassismus (Alltagsrassismus, institutioneller Rassismus ect.) betroffen sind, und dass dies einen großen Einfluss auf das Leben und so auch die Identitäten der Hauptfiguren der 2. Generation übt.

5.2.2. Rassismus im Zusammenhang mit Ausdrucksformen von „Latinidad“

Rassismus, als prägender Faktor für die Identitätsbildung der Hauptfiguren der 2. Generation, steht in den untersuchten Werken auch im direkten Zusammenhang mit der essentialistischen Wahrnehmung von „Latinidad“ als eine Eigenschaft der Figuren.

Erstens wird Rassismus dargestellt, der sich gegen Hauptfiguren der 2. Generation richtet, wenn „Latinidad“ als Eigenschaft dieser Hauptfiguren wahrgenommen wird. Derartige Darstellungen von Rassismus sind in allen untersuchten Werken zu finden. Dabei sind im untersuchten Material wiederum vor allem Vorfälle beschrieben, die im Umfeld der Schule stattfinden. Im folgenden Beispiel aus Alvarez' Roman wird die Hauptfigur der 2. Generation, Carla, auf dem Schulhof von Burschen gehänselt, weil ihre Eltern aus Puerto Rico stammen:

„Out of sight of the nuns, the boys pelted Carla with stones, aiming them at her feet so there would be no bruises. ‘Go back to where you came from, you dirty spic!’ One of them, standing behind her in line, pulled her blouse out of her skirt where it was tucked in and lifted it high.” (Alvarez 1991: 153)

Rassismus in der Schule wird des Weiteren auch oft durch das Lehrpersonal ausgeübt. Dabei wird auf die Herkunft der Eltern der 2. Generation verwiesen, die mit Vorurteilen wie dem beruflichen Versagen oder sozialen Abstieg in Verbindung gebracht werden. So assoziiert die Lehrerin im folgenden Beispiel die Verwendung einer anderen Sprache als dem üblichen Englisch mit dem beruflichen Versagen der jeweiligen Personen und überträgt diese Vorstellung in das Bewusstsein der SchülerInnen:

„Once when a little girl did not understand the teacher, [...] I took it upon myself to raise my hand. When Teacher called upon me, I proceeded to translate in Spanish what the teacher meant to my classmate. Bevor my classmate could respond, Teacher yelled out her disapproval. ‘We speak English in the United States of America,’ she said, and told me that I was not in my old country. Then she addressed the whole class and told us that if everyone acted like me, no one would do any better than their parents. We would all be destined to failure.“ (Mohr 1994: 39)

Eine zweite Form der Realisierung von Rassismus innerhalb der untersuchten Werke ist die Verwendung von pejorativen Bezeichnungen. Alle untersuchten Texte beinhalten „Schimpfwörter“, die Menschen als „Puerto Rican“ wahrnehmen (unabhängig davon, ob diese

tatsächlich puerto-ricanischer Herkunft sind oder nicht). Am häufigsten werden „Spic“ oder „Spik“ verwendet. Im folgenden Zitat geht die Großmutter der Hauptfigur zur Beichte in die Kirche und drückt dort ihren Hass gegen eine Person stellvertretend für alle Menschen mit puerto-ricanischer Herkunft aus:

„and then confess to the searing hatred she felt for the men who killed her husband, extending the hatred to their relatives, and their friends, and everyone who came from that wretched island, the spic bastards. ‘They’re worse than niggers,’ Dotty Gagliano’s husband had said.“ (Vega 2004: 109)

In den untersuchten Quellen werden vor allem MigrantInnen aus Puerto Rico sowie deren Nachfahren mit rassistischen Bezeichnungen konfrontiert, ein Phänomen, das innerhalb meiner herangezogenen Quellen bei anderen Formen von „Latinidad“ nicht in dem Umfang festzustellen ist. Eher werden Figuren, die nicht aus Puerto Rico stammen, auch mit „Schimpfwörtern“ wie „Spic“ bezeichnet (u.a. Alvarez 1991: 153; Santiago 1993: 73; Mohr 1994: 46).

Einige Figuren in den untersuchten Quellen erfahren nicht nur Rassismus, der mit der essentialistischen Wahrnehmung von „Latinidad“ als eine Eigenschaft dieser Figur im Zusammenhang steht, sondern erleben auch Rassismus, der auf der Wahrnehmung von „Blackness“ als eine Eigenschaft derselben Figur beruht. Im untenstehenden Zitat beschreibt die Ich-Erzählerin der 2. Generation, wie ihr Bruder Johnny ein Mädchen schwängert, das daraufhin von ihren Eltern aufgrund der Herkunft Johnnys und seiner Hautfarbe verstoßen wird:

„She was Johnny’s girlfriend, and she was pregnant. Amy told my mother that she had not seen Johnny in months but that she was almost eight months pregnant. Her mom had thrown her out when she found out that the father of the baby was Puerto Rican. Her family was of Ukrainian descent and quite prejudiced against anyone who wasn’t white, she said. Sobbing almost uncontrollably, Amy told my mother how much her mother hated Puerto Ricans. ‘She says my baby will be born black [...] that it will be a nigger and a spick.’ She had told her daughter to go find Johnny’s people. If this family wouldn’t take her, then her mother told Amy to live in the street.“ (Mohr 1994: 47)

Schließlich besteht eine Form von Rassismus aus vermeintlich positiven Zuschreibungen zu „Latinidad“. Diese Realisierung von Rassismus ist in vier der untersuchten Werke zu finden. In Alvarez’ Roman hat der Freund der Hauptfigur der 2. Generation die Vorstellung, dass diese aufgrund ihrer (von ihm festgestellten) Zugehörigkeit zu einer Form von „Latinidad“ auch eine besonders passionierte Form von Sexualität praktiziert, eine Vorstellung, welche die Hauptfigur aber selber gar nicht teilt:

„But he shook his head. He had seen through me. ‘You know,’ he said, ‘I thought you’d be hot-blooded, being Spanish and all, and that under all the Catholic bullshit, you’d be really free, instead of all hung up like these cotillion chicks from prep schools. But Jesus, you’re worse than a fucking Puritan.’“ (Alvarez 1991: 99)

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass alle Hauptfiguren der 2. Generation innerhalb der untersuchten Quellen zahlreiche Vorfälle erleben, in denen sie aufgrund der Wahrnehmung

von „Latinidad“ als eine ihrer Eigenschaft mit Rassismus konfrontiert werden. So werden Bezeichnungen wie „Puerto Rican“, „Latino“ und „Hispanic“ in fast allen Werken als Fremdzuschreibung auch negativ verwendet (u.a. Santiago 1993: 229; García 1992: 144). Im Unterschied zur Wahrnehmung von „Blackness“ als eine Eigenschaft der Figuren, sind hier auch häufig positive Verwendungen zu finden.

Auffällig dabei ist, dass sich dies vor allem gegen jene Figuren richtet, die als „Puerto Rican“ identifiziert werden. Ein Grund für das hohe Maß an Diskriminierungen gegen MigrantInnen aus Puerto Rico kann die sehr hohe Zahl von MigrantInnen sein, die aus Puerto Rico seit den 1930ern nach New York City gekommen sind (Abu-Lughod 1999: 205, 299f; Kasinitz et al 2002: 103).

Daneben sind auch hier wieder Fälle von institutionellem Rassismus zu finden, die mit der Wahrnehmung von „Latinidad“ als eine Eigenschaft der Hauptfiguren der 2. Generation im direkten Zusammenhang stehen. Dabei ist institutioneller Rassismus wieder sehr häufig in Situationen in der Schule zu finden. Im Beispiel von Mohr (Mohr 1994: 39) werden die rassistischen Denkkonzepte der Lehrerin im Unterricht realisiert und an die Kinder weitergegeben.

Schließlich sind positive Zuschreibungen zu „Latinidad“ eine weitere Form von Rassismus. Rattansi verweist auf die Möglichkeit eines „positiv“ besetzten Rassismus, etwa durch die Erfindung des „edlen Wilden“. Diese Form des Rassismus taucht im 18. Jahrhundert als Gegenbewegung zu den Entwicklungen in Europa, bedingt durch das starke Wirtschaftswachstum auf. Dabei wird das Fremde außerhalb Europas in einer Art Urzustand oder Paradies im Kontrast zum „entwickelten“ Europa gesehen (Rattansi 2007: 24f). Gerade derartige Formen von Rassismus existieren bis heute und werden meistens nicht als Rassismus erkannt. Die Mechanismen des Rassismus greifen hier aber genauso, nur dass die Charakteristika, welche zugeschrieben werden, positiv besetzt sind.

Interessant ist der Umstand, dass Rassismus gegen Menschen, denen „Latinidad“ als eine Eigenschaft zugeschrieben wird, noch verstärkt wird, wenn diese mit rassistischen Zuschreibungen kombiniert werden, die auch „Blackness“ als eine Eigenschaft annehmen. Dieser Umstand unterstreicht erneut das hohe Maß an Rassismus gegen Menschen, denen „Blackness“ als eine Eigenschaft zugeschrieben wird. Gleichzeitig heißt dies, dass Rassismus gegen Formen von „Latinidad“ nicht das enorme Ausmaß des Rassismus gegen Formen von „Blackness“ erreicht.

Schlussendlich bedeuten die vielfältigen Ausprägungen von jenem Rassismus, der im Zusammenhang mit der Wahrnehmung von „Latinidad“ als eine Eigenschaft der Figuren steht, dass Menschen, denen „Latinidad“ als eine Eigenschaft zugeschrieben wird, nach wie vor von verschiedenen Formen von Rassismus betroffen sind und dass dies einen Einfluss auf das Leben und damit die Identitäten der Hauptfiguren der 2. Generation hat.

5.3. Einfluss durch transnationale Verbindungen

Im folgenden Kapitel soll nun der Einfluss von transnationalen Verbindungen auf die Identitätsbildung der Hauptfiguren der 2. Generation des karibischen Raumes eingegangen werden.

Zunächst werde ich in einem kurzen Abriss die theoretischen Grundlagen des Transnationalismus erläutern und den Begriff Transnationalismus definieren. Der Transnationalismus-Begriff umfasst drei Bereiche: politische, wirtschaftliche und soziale transnationale Verbindungen, welche ebenfalls kurz erläutert werden.

Im Anschluss an diesen theoretischen Abriss wird der Einfluss der politischen, wirtschaftlichen und sozialen transnationalen Verbindungen auf die Identitätsbildung der 2. Generation untersucht, wobei zunächst exemplarisch dargestellt wird, welche transnationalen Verbindungen in den untersuchten Werken gefunden werden konnten, um diese Darstellungen anschließend in einen größeren theoretischen Kontext stellen zu können.

5.3.1. Begriffsbestimmung: Transnationale Verbindungen

Zunächst soll allgemein auf den Transnationalismus-Begriff eingegangen werden. Guarnizo/Portes definieren Transnationalismus wie folgt:

„the term ‘transnationalism’ should be reserved for ‘economic, political, and cultural fields that involve individuals and institutions located in more than one nation state,’ and that the activities in these fields must be engaged in regularly by a substantial number of people and form an ‘integral’ part of the ‘habitual life’ of at least substantial segments of the migrant community. Beyond this, we know distinguish between ‘strong’ and ‘weak’ transnational ties, between different levels of institutionalization.“ (Guarnizo/Portes in Kasinitz et al 2000: 100)

Daneben grenzen Kasinitz et al den Transnationalismus-Begriff von anderen Begriffen ab. So ist Transnationalismus „more than just the cosmopolitanism of world cities, although, of course, the

two concepts are related“. Des Weiteren bedeutet Transnationalismus laut diesen Autoren nicht „diasporic nationalism“, denn auch wenn diese beiden Konzepte ebenfalls eng miteinander verbunden sind, wird mit dem Transnationalismus-Begriff nicht versucht, einen Nationalstaat in irgendeiner Form zu errichten. Schließlich meint Transnationalismus auch nicht „Ethnizität“, denn auch wenn diese Konzepte ebenfalls miteinander in Beziehung stehen, besitzen nicht alle „ethnic groups“ automatisch auch transnationale Verbindungen (Kasinitz et al 2002: 101f).

Der Transnationalismus-Begriff wird gleichwohl auch kritisiert, da er ein Begriff ist, welcher einerseits großzügig verwendet wird „to describe everything under the sun“. Andererseits: „Others argue that transnational migration has a long history and that earlier waves of migrants also displayed strong connections to their homelands“ (Levitt/Waters 2002: 6). Des Weiteren machen Levitt/Waters darauf aufmerksam, dass zu Transnationalismus in vielen verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen geforscht wird und somit bereits viele unterschiedliche Ansätze existieren. Ein Grund für dieses große Forschungsinteresse ist, dass mit der rasant fortschreitenden Globalisierung und den damit einhergehenden Innovationen in Transport und Telekommunikation sich die Möglichkeiten für transnationale Kontakte um ein Vielfaches vermehrt haben und diese heute in allen Lebensbereichen eine wichtige Rolle spielen (Levitt/Waters 2002: 6).

Der Definition von Guarnizo/Portes folgend, welche den Transnationalismus-Begriff in politische, wirtschaftliche und soziale Felder unterteilen, werde ich im Folgenden auf diese drei Bereiche von transnationalen Verbindungen näher eingehen. *Transnationale wirtschaftliche Verbindungen* sind heute die häufigsten transnationalen Kontakte zwischen den MigrantInnen im Residenzland und den Herkunftsgebieten und existieren in vielfältigen Formen. Sie reichen von Geldtransfers (Remittances¹⁷) an Familienmitglieder oder Bekannte in den Herkunftsländern bis hin zu kleineren ökonomischen Kooperationen zwischen Herkunfts- und Residenzland, in welchen MigrantInnen oder ihre Nachkommen mit eigenen finanziellen Mitteln im Herkunftsland ein Unternehmen gründen und dann entweder zwischen beiden Orten pendeln oder einem Verwandten oder Bekannten die Geschäfte vor Ort übertragen. Dabei gibt es heute aufgrund der größeren Vernetzung weltweit und einem schnelleren und billigeren Warenaustausch in der globalisierten Ökonomie viele Möglichkeiten für derartige Geschäfte. Daneben tätigen MigrantInnen auch Investitionen im Herkunftsland durch den Kauf von Grundstücken und Häusern, wodurch automatisch auch transnationale wirtschaftliche

¹⁷ Aufgrund der Einschlägigkeit des englischen Begriffs Remittances werde ich diese nicht in einer deutschen Übersetzung verwenden, da mit diesem Begriff auch Prozesse assoziiert sind, die ich ebenfalls damit benennen will.

Verbindungen vertieft werden (Aggarwal et al 2011: 1; Cohen 2008: 143; Díaz-Briquets/Weintraub 1991: 7).

Die *transnationalen politischen Verbindungen* werden vor allem durch Assoziationen, Vereine und weitere transnationale Organisationsformen in New York City (bzw. im jeweiligen Ort, an dem die MigrantInnen leben) geregelt. Auch durch informelle persönliche Netzwerke können politische transnationale Verbindungen organisiert werden. All diese politischen transnationalen Verbindungen werden zum Beispiel in Wahlkampagnen verwendet, um für Wählerstimmen in den Wahlen der Herkunftsländer zu werben. Des Weiteren werden Remittances verwendet, um Wahlspenden oder andere organisatorische Notwendigkeiten zu finanzieren. Die meisten dieser Organisationsformen sind dabei im Herkunftsland und im Residenzland politisch tätig. Neben dem Engagement der MigrantInnen und ihrer Nachkommen für die Herkunftsländer werden auch die MigrantInnen im Residenzland durch diese Organisationsformen unterstützt und erhalten dort Hilfe bei politischen Aktivitäten in New York City (Basch 2001: 128f; Foner 2001: 9).

Die *transnationalen sozialen Verbindungen* bauen zum einen auf direkten Kontakt zu Familienangehörigen oder Verwandten auf und zum anderen auch auf Assoziationen, Vereine und weitere transnationale Organisationsformen. All diese Organisationen fördern „kulturelle“ Feiertage und Veranstaltungen, wie etwa den Karneval in New York City, mit dem Ziel, die MigrantInnen und ihre Nachkommen mit den „Kulturen“ ihrer Herkunftsländer in Kontakt zu halten. In den Herkunftsländern werden durch viele dieser Organisationen soziale Projekte finanziell oder durch Materialspenden unterstützt. Das Engagement der MigrantInnen und ihrer Nachkommen kann zudem deren Ansehen steigern (Basch 2001: 128f; Foner 2001: 9). Im Folgenden werde ich auf diese drei Bereiche transnationaler Verbindungen im Zusammenhang mit deren Wirkung auf die Identitäten der 2. Generation eingehen.

5.3.2. Der Einfluss transnationaler Verbindungen

In den untersuchten Texten werden transnationale wirtschaftliche Verbindungen auf zwei verschiedenen Wegen realisiert. Erstens werden transnationale wirtschaftliche Verbindungen durch Remittances beschrieben. In meinen Quellen werden drei Fälle beschrieben, in denen Remittances getätigt werden. In allen drei Fällen geschieht dies durch Mitglieder der 1. Generation, während sich die Hauptfigur der 2. Generation (als Kleinkind) selbst noch im Herkunftsland aufhält:

„Papa sends us cassettes and money from New York once a month. Papa sends the money to pay for my schooling and for Moy’s training to be a tailor.“ (Danticat 2002: 6)

„I wondered why Tante Attie had now showed me the big package. Usually, my mother would send us two cassettes with our regular money allowance.“ (Danticat 1994: 12)

„Tata was my mother’s mother, who had left Puerto Rico while I was still a toddler. Every so often Mami received a letter from her with a money order, or a package with clothes my cousins in the United States had outgrown.“ (Santiago 1993: 57).

Die Remittances werden auch später weiter in die Herkunftsländer gesendet, wenn die Hauptfigur der 2. Generation bereits in New York City lebt, jedoch gibt es keine Hinweise darauf, dass sich die Hauptfiguren selbst daran beteiligen.

Zweitens werden transnationale wirtschaftliche Verbindungen geschildert, die Wirtschaftskooperationen zwischen Figuren unterschiedlicher Herkunft beschreiben und die eine gemeinsamen Identifikation mit „Latinidad“ als Teil des Geschäftsmodells betonen. Diese Darstellungsform transnationaler wirtschaftlicher Verbindungen ist jedoch nur in Vegas Roman zu finden. Barry, dessen Eltern puerto-ricanischer Herkunft sind, versucht zusammen mit dem Geschäftspartner Marrero, der kubanischer Herkunft ist, in New York City ein Steuerberatungsunternehmen zu gründen:

„The company was expanding and opening offices in Florida and Puerto Rico, which required him to be away most of the time. [...] At first Barry and his new partner, John Marrero, a Cuban M.B.A. and lawyer, with his many contacts in the Cuban community, thought of simply providing services in Florida and the New York metropolitan area. [...] ‘What would you say if we called the company Spantax?’ [...] ‘We speak your language. Remember, we’re on your side.’“ (Vega 2004: 365f)

Die transnationalen wirtschaftlichen Verbindungen stellen, allen voran durch die Remittances, einen großen Teil der transnationalen Verbindungen dar. Diese Form transnationalen Engagements ist jedoch in meinem Quellenmaterial nur für die 1. Generation und nicht für die 2. Generation dokumentiert. Auch Kasinitz et al stellen für die 2. Generation fest, dass diese Aktivitäten deutlich geringer ausfallen als bei der Elterngeneration. Wenn die Eltern aber sterben bzw. in den Ruhestand gehen und nicht mehr in der Lage sind, Remittances zu senden, kommt es entweder dazu, dass die Kinder die Aufgabe der Remittances übernehmen oder dass die 2. Generation diese Verbindung zur Familie nicht aufrechterhält und die Remittances eingestellt werden (Kasinitz et al 2002: 107f). Innerhalb des von mir untersuchten Materials sind derartige Fälle aber nicht dokumentiert.

Diese zweite Form der Darstellung transnationaler Wirtschaftsbeziehungen zeigt, wie durch eine persönliche Identifizierung mit „Latinidad“ Personen dazu ermutigt werden sollen, ihr Geld zu investieren. Für die Namenswahl der Firma – Spantax – wird daher auf die gemeinsame Sprache Spanisch verwiesen, die eine gemeinsame Herkunft suggeriert und so eine

Identifizierung mit „Latinidad“ zusätzlich anregt. Das Beispiel aus Vegas Roman zeigt somit, dass Transnationalismus nicht einfach nur den (sehr häufigen) Kontakt zwischen New York City und dem jeweiligen Herkunftsland meint. Transnationale wirtschaftliche Verbindungen können auch Kontakte zwischen MigrantInnen aus verschiedenen Herkunftsländern im Zielort New York City sein.

Abgesehen von diesem Beispiel aus Vegas Roman kann kein Einfluss wirtschaftlicher transnationaler Verbindungen auf die Identitätsbildung der Hauptfiguren der 2. Generation innerhalb meiner Quellen festgestellt werden. Kasinitz et al gehen jedoch davon aus, dass jene, die weiterhin über die materielle Verbindung von wirtschaftlichen transnationalen Verbindungen (wie Remittances) mit dem Herkunftsland der Elterngeneration in Verbindung stehen, sich auch in anderer Weise mit diesem Herkunftsland identifizieren werden (Kasinitz et al 2002: 107).

Politische transnationale Verbindungen werden innerhalb meiner Quellen in den zwei Texten mit Figuren kubanischer Herkunft García und Medina, sowie in Danticats Roman, in dem die Figuren aus Haiti stammen, beschrieben.

In Garcías Roman unterstützt die Mutter der Ich-Erzählerin Pilar die Anti-Castro Bewegungen, indem sie in ihren Geschäftsräumen lokale Aktivisten zusammenbringt und gemeinsam politische Aktionen plant:

„Mom is fomenting her own brand of anarchy closer to home. Her Yankee Doodle bakeries have become gathering places for these shady Cuban extremists who come all the way from New Jersey and the Bronx to talk their dinosaur politics and drink her killer espresso. Last month they started a cablegram campaign against El Líder.“ (García 1992: 177)

Die Ich-Erzählerin Pilar (2. Generation) zeigt ihre Ablehnung gegen diese Art des politischen Protestes und engagiert sich folglich auch nicht in derartigen Vernetzungen:

„I heard one of my mother’s cohorts boasting how last year he’d called in a bomb threat to the Metropolitan Opera House, [...] If I’d known about it then, I would have sicked the FBI on him. Last week, the lot of them were celebrating – with cigars and sparkling cider – the murder of a journalist in Miami who advocated reestablishing ties with Cuba.“ (García 1992: 177)

In Medinas Roman ist die Erzählerfigur ebenfalls gegenüber militanten Versuchen von Exilkubanern, das Castro-Regime zu beseitigen, negativ eingestellt. Im Gegensatz zu vielen anderen MigrantInnen der 2. Generation aus Kuba interessiert er sich persönlich nicht für diese Art von Engagement: „Hidden away in suburban New Jersey, Antón found it easy to stay out of ecile politics. Teaching, planting, and writing were his only interestes“ (Medina 1994: 227). Als seine Jugendliebe Ester, die Teil der Führung der größten Exilgruppe (G-7) ist, ihm aber viele

Jahre später über den Weg läuft, überlegt sich Antón doch, sich der militanten Organisation anzuschließen.

„Antón was doubtful. The G-7 leadership had always been comprised of men with clear ties to the Sotelo regime, and the organization's policy statements were fiery with fascism.“ (Medina 1994: 227)

Doch Ester kann ihn überzeugen: „‘Join us,’ she implored finally. ‘This is your chance to do something that will have real meaning’“ (Medina 1994: 231). In der Exilgruppe G-7 sind neben Mitgliedern der 1. Generation also auch viele der 2. Generation vertreten, so auch Antón, sein Cousin und Ester.

Ein ähnliches Beispiel wie Medina bietet Danticat in ihrem Roman „Behind the Mountains“. Die Ich-Erzählerin der 2. Generation beschreibt hier das Engagement der haitianischen Gemeinden außerhalb von Haiti (etwa in New York City, Montreal oder Miami) für die politische Arbeit des Präsidentschaftskandidaten in Haiti:

„Tonight we listened to a report of President Aristide's inauguration on the radio. The reporter said that before President Aristide spoke, two white doves, which had been released by school children, stopped and rested on the podium for a while. [...] In his speech President Aristide said, ‘Honor and respect and bravo for the Tenth department Haitians living abroad. There is no place like home.’“ (Danticat 2002: 141)

Transnationale politische Verbindungen können einen Einfluss auf die Identitäten ausüben, wenn man in lokalen Organisationsformen in New York City eingebunden ist und sich mit politischer Arbeit identifiziert. Kasinitz et al gehen davon aus, dass das politische System und das Kulturleben in New York City die Existenz von transnationalen Organisationen und transnationaler Politik fördert, sowohl für die 1. als auch für die 2. Generation. Wie auch Basch in ihrer Studie zeigt, kann die Mitgliedschaft in („ethnischen“) Organisationen der *Vincentians and Grenadians* in New York City politisches Engagement für das Herkunftsland bedeuten und so die Zugehörigkeit zu diesem stark unterstützen. Es kann aber auch politisches Engagement in New York City fördern und letztlich eine größere Identifizierung mit dem Residenzland bedeuten (Kasinitz et al 2002: 111, 118; Basch 1987: 165ff).

In allen angeführten Textbeispielen ist aber der Hauptgrund für politisches transnationales Engagement ein instabiles politisches System im Herkunftsland der Elterngeneration. In den angeführten Beispielen von Medina ist politisch transnationales Engagement der 2. Generation über lokale Organisationsformen, wie Kasinitz et al es anführen, zu finden. Dagegen stößt ein derartiges Engagement bei der 2. Generation in Garcías Roman auf Ablehnung, während in Danticats Beispiel derartiges Engagement nur *hypothetisch* angenommen werden kann. Aristide

bezeichnet hier die haitianische MigrantInnen-Community als 10. Department.¹⁸ Auch wenn die 12-jährige Ich-Erzählerin persönlich nicht politisch aktiv ist (oder sein kann), so wird dennoch durch die vielfachen Hinweise auf derartige politische Aktivitäten gezeigt, dass sie sich mit dem politischen Engagement auseinandersetzt – sie verfolgt die Nachrichten aus Haiti interessiert.

Dies zeigt, dass die 2. Generation nicht einheitlich in ihrem transnationalen politischen Verhalten ist. Dennoch kann angenommen werden, dass die Existenz eines (diktatorischen) Regimes bewirkt, dass auch viele Mitglieder der 2. Generation, mit Wurzeln in diesen Ländern, in politischen transnationalen Organisationen partizipieren (Basch 1987: 166f). Medinas Text ist ein Beispiel dafür.

In allen anderen untersuchten Texten werden keine aktiven politischen transnationalen Verbindungen diskutiert, was ein Hinweis auf ein Desinteresse der 2. Generation (sprich der Erzählerfiguren) an politischen transnationalen Verbindungen sein kann. Auffällig ist dagegen, dass, auch wenn sich die Figuren selbst nicht in transnationalen politischen Verbindungen engagieren, dennoch in fast allen Romanen die politische Lage der Herkunftsinsel kontrovers diskutiert wird. Es scheint den AutorInnen – durch ihre Figuren ausgedrückt – ein Anliegen zu sein, den LeserInnen politische Fakten und Umstände des Herkunftslandes zu vermitteln.

In den Fällen mit aktiven politischen transnationalen Verbindungen (also sowohl in der 1. als auch der 2. Generation) kann ein direkter Einfluss auf die Identitäten durch politische transnationale Verbindungen festgestellt werden, wie die Beispiele von García und Medina gezeigt haben. Trotz dieses Umstands muss die Rolle der politischen transnationalen Verbindungen dennoch als gering innerhalb meiner Quellen eingestuft werden, da der überwiegende Teil der 2. Generation im Rahmen der untersuchten Texte keine aktiven transnationalen politischen Beziehungen pflegt.

Transnationale soziale Verbindungen stellen innerhalb meiner Quellen die häufigsten transnationalen Verbindungen dar und werden auf drei verschiedene Arten im untersuchten Textmaterial realisiert. Erstens werden transnationale soziale Verbindungen dargestellt, nach denen die Hauptfiguren der 2. Generation zu Besuch im Herkunftsland ihrer Eltern sind. Diese Art sozialer transnationaler Verbindungen wird in fast allen untersuchten Werken dargestellt, wobei die Umstände variieren, warum und wann die Hauptfiguren der 2. Generation zu Besuch im Herkunftsland der Eltern sind. In Vegas Roman beschreibt die Hauptfigur Vidamía ihren

¹⁸ Nachdem Haiti neun Departments besitzt, wird die weltweite MigrantInnen-Community Haitis als das 10. Department betrachtet (Foner 1987: 133).

Aufenthalt im Herkunftsland ihrer Eltern als Kind und wie dieser Besuch ihre Identität beeinflusst („she was Puerto Rican“):

„She went to Puerto Rico with her mother and Barry when she was ten, just after her *Roots* experience, and loved the beaches with their turquoise waters. She marveled at the distant mountains. [...] They had gone up into the mountains to her mother's uncle's house, [...]. After her return to their home in Tarrytown, for weeks she woke up hearing the islands birds and in the evening the free frogs and at times she heard the surf as it struck the shore. She was aware that she was Puerto Rican [...].“ (Vega 2004: 65ff)

In der Kurzgeschichte „A matter of Pride“ erzählt die Ich-Erzählerin der 2. Generation, wie sie ihre Hochzeitsreise nach Puerto Rico unternimmt, um das Herkunftsland ihrer Eltern kennenzulernen. Da sie vorher nie dort war, hat sie das Gefühl, einen Teil ihrer Identität nicht zu kennen. Der Besuch bei den Verwandten ihres Mannes kann diese Lücke schließen:

„I was born in the Bronx and, although I had never been to the island, my parents often spoke longingly about their homeland. [...] Growing up, I shared my parent's sense of displacement and loss. After they died, my sorrow was intensified by the reality of their unrequited dream, and I developed a longing to see Puerto Rico. I felt that on this trip I might somehow make it up to my parents by visiting their beloved homeland.“ (Mohr 1997: 13f)

Ein häufiger Grund für Besuche im Herkunftsland der Elterngeneration ist die Sorge der Eltern, die Kinder könnten den Bezug zu ihrer Herkunft vergessen und eine Identität ohne diesen Einfluss entwickeln. Dieser Grund wird in vier untersuchten Werken von Hauptfiguren der 2. Generation explizit genannt und ist in drei weiteren Werken als Grund für Besuche der 2. Generation im Herkunftsland der Eltern anzunehmen. In Alvarez' Roman wird dies wie folgt erläutert: „The problem boiled down to the fact that they wanted to become Americans and their father – and their mother, too, at first – would have none of it“ (Alvarez 1991: 135).

Daher verbringen die Hauptfiguren der 2. Generation auf Wunsch der Eltern die meiste Zeit ihrer Ferien in den Herkunftsländern der Elterngeneration, um den „kulturellen Kontakt“ mit diesen nicht zu verlieren. Alvarez' Erzählerfigur beschreibt diesen Prozess:

„And of course, as soon as we had, Mami and Papi got all worried they were going to lose their girls to America. Things had calmed down on the Island and Papi had started making real money in his office up in the Bronx. The next decision was obvious: we four girls would be sent summers to the Island so we wouldn't lose touch with la familia.“ (Alvarez 1991: 109)

Bei der zweiten Art sozialer transnationaler Verbindungen handelt es sich um transnationale soziale Kontakte zwischen MigrantInnen. In Medinas Roman besucht Antòn mit seinen Eltern Verwandte und Freunde in Miami, bei denen sie sich bereits nach ihrer Ankunft aus Kuba aufgehalten hatten:

„They drove to Miami in a station wagon. [...] Luckily, the road up the Florida Keys was straight and smooth and they were at Lucho's house before noon.“ (Medina 1994: 146)

Im folgenden Zitat aus Danticats Roman erklärt die Mutter ihrer Tochter (Hauptfigur der 2. Generation, die nach sechs Jahren ihrer Mutter in die USA folgte), wie sie Kontakt mit Bekannten aus Haiti in anderen Städten der USA und in Kanada aufrechterhält, indem sie diese zu gemeinsamen Essen in haitianischen Restaurants trifft. An diesen Orten kommt die lokale Community der haitianischen MigrantInnen zusammen. Die Ich-Erzählerin der 2. Generation wird nach ihrer Ankunft in New York City durch ihre Mutter ebenfalls mit diesem transnationalen sozialen Netz in den haitianischen Restaurants in Verbindung gebracht.

„He started taking her to restaurants, always Haitian restaurants, sometimes ones as far away as Philadelphia. They even went to Canada once to eat at a Haitian restaurant in Montreal.“ (Danticat 1994: 60)

Ein anderes Beispiel ist in Cliffs Kurzgeschichtensammlung zu finden. Darin beschreibt die Ich-Erzählerin die familiären Kontakte zwischen Jamaika, New York City und London. Die engen transnationalen sozialen Kontakte über ihre Familie haben ihre Identität entscheidend geprägt und sie beschreibt dies wie folgt:

„We lived some of my childhood in New York City, visting Jamaica once or twice a year, [...] We are triangular people, our feet on three islands.“ (Cliff 1998: 21f)

Im untersuchten Material werden außerdem Situationen beschrieben, in denen Angehörige der 2. Generation in die Herkunftsländer zu Verwandten geschickt werden, um ein mögliches Abrutschen in die Kriminalität zu verhindern. Derartige transnationale soziale Verbindungen sind in vier der untersuchten Werke zu finden. Dabei werden diese Sanktionen meistens nur angedroht:

„Winters whenever one of us got out of line, Mami and Papi would march out the old ‘Maybe what you need right now is some time back home to help set you straight.’“ (Alvarez 1991: 109)

Bei anhaltenden Problemen mit den Kindern kommt es aber auch dazu, dass ein Kind für einen längeren Zeitraum ins Herkunftsland der Eltern geschickt wird. Dabei erscheint diese Option nicht immer die schlechteste für die betroffene Person zu sein:

„Anyhow, she agreed that the three oldest of us could go back to our school at the end of the summer. Fifi was given the choice of either staying on the Islands for a year at Tia Carmen’s or going back to the States, but not to her boarding school. [...] Fifi opted to stay. [...] ‘Besides, I wanna try it out here. Maybe I’ll like it,’ [...]“ (Alvarez 1991: 116)

In anderen Fällen ist der Aufenthalt im Herkunftsland eine Entscheidung der Eltern zum Schutz der Kinder vor dem gefährlichen Umfeld, in dem sie in New York City aufwachsen, auch wenn dies gegen den Wunsch des Kindes geschieht. In Danticats Roman wird dieser Fall beschrieben:

„Gary’s mother brought him to class to tell Mr. Marius she was sending him back to Haiti to live with his grandmother. [...] Then she turned to the class and addressed us all as Gary lowered his head and stared down at his well-polished shoes. [...] ‘Maybe you can all learn from this. I know he is my child and I should

keep him with me, but he is always getting into trouble and he has left me no choice.” (Danticat 2002: 157)

Kontextuell analysiert kann festgestellt werden, dass sich transnationale soziale Verbindungen zwar auf verschiedene Arten in den untersuchten Texten ausdrücken, dennoch aber viele grundlegend ähnliche Motive haben: Wie in den Beispielen von Vega und Mohr zu sehen ist, hat der Besuch im Herkunftsland der Elterngeneration für die 2. Generation vor allem die Funktion, zur Identitätsbildung der 2. Generation beizutragen (Mohr 1997: 13f; Vega 2004: 65ff).

Für die Elterngeneration sind die Gründe für Besuche neben dem Aufrechterhalten von Familienkontakten vor allem der Erhalt des „kulturellen Erbes“ bzw. die Vermittlung von diesem „kulturelle Erbe“. Neben der Angst der Elterngeneration also, ihre Kinder könnten eine Identität entwickeln, die nichts (mehr) mit ihrer Herkunft zu tun hat, befürchten die Eltern vor allem, die Kinder könnten zu sehr eine „amerikanische Identität“ annehmen.

Transnationale soziale Kontakte mit Verwandten oder Bekannten aus dem Herkunftsland in anderen Orten der USA oder Kanada hingegen zeigen im untersuchten Material fast keinen Einfluss auf die Identitätsbildung der 2. Generation, da diese Art sozialer transnationaler Verbindungen ausschließlich den Kontakt zur Community des Herkunftslandes bedeutet, der von den Hauptfiguren im Verlauf der Handlung nicht weiter aufrechterhalten wird (Medina 1994: 146, Danticat 1994: 60). Ein Einfluss auf die Identitätsbildung wird zumindest bei Cliff gezeigt: So identifiziert sich die Ich-Erzählerin der 2. Generation selbst als „triangular“, das als eine Art transnationale Identität gelesen werden kann (Cliff 1998: 21f).

Transnationale soziale Verbindungen zur Verhinderung von möglichen Straftaten können schließlich als eine Art Schutz vor zu viel „Identifikation“ mit den sozialen Umständen in New York City verstanden werden. Auch Kasinitz et al sehen diese Form transnationaler sozialer Verbindung als bedeutend an:

„A surprising number of West Indians and Latinos were sent back home to live with relatives at some point during their teenyears by parents terrified by the dangers of the New York Streets.“ (Kasinitz et al 2002)

Aufgrund der langen Aufenthaltszeit im Herkunftsland der Elterngeneration als Folge von Sanktionen kann bei den betroffenen Figuren der 2. Generation von einem größeren Einfluss auf deren Identitätsbildung – in Form einer größeren Identifizierung mit Aspekten aus dem Herkunftsland der Elterngeneration – ausgegangen werden (Alvarez 1991: 116).

Den wirtschaftlichen, politischen und sozialen transnationalen Verbindungen ist gemeinsam, dass sie in den untersuchten Texten auf sehr vielfältige Weise Einfluss auf die Identitätsbildung der 2. Generation ausüben. In allen drei Formen transnationaler Verbindungen gibt es große

Unterschiede zwischen der 1. und der 2. Generation. In der Forschung zu transnationalen Verbindungen der 2. Generation liegen zwar noch keine Langzeitergebnisse vor, es wird aber bislang davon ausgegangen, dass die transnationalen Kontakte in der 2. Generation und den folgenden Generationen in erheblichem Maß nachlassen werden (Foner 2001: 15f; Potter 2005: 215ff; Phillips/Potter 2006: 309ff).

Transnationale Verbindungen prägen die Identitätsbildung der 2. Generation in den Bereichen der politischen und wirtschaftlichen transnationalen Verbindungen nur in sehr begrenztem Maß. Der Einfluss sozialer transnationaler Verbindungen dagegen, ist in der 2. Generation auf vielfältige Weise in allen untersuchten Quellen zu finden. Sie dienen dazu, der 2. Generation eine Identifikation mit dem Herkunftsland der Eltern zu ermöglichen bzw. diese aufrechtzuerhalten. Dabei kommen die Anregungen zu dieser Identifikation mit Aspekten der elterlichen Herkunft *eher* von der 1. als von der 2. Generation selbst.

Unterscheide innerhalb der 2. Generation sind lediglich insofern festzuhalten, als dass jene Figuren aus Herkunftsländern mit einer fragilen politischen Situation ein politisches transnationales Interesse sowie eine aktive Partizipation in derartigen transnationalen Verbindungen zeigen (d.h. vor allem bei jenen Hauptfiguren aus Kuba und Haiti).

Teil II: Resultate des Prozesses der Identitätsbildung

Nachdem in Teil I der Analyse Einflüsse auf den Prozess der Identitätsbildung untersucht wurden, werde ich mich in Teil II der Analyse nun mit den Resultaten des Prozesses der Identitätsbildung beschäftigen, die sich aus den Einflüssen auf den Prozess der Identitätsbildung ergeben.

Auf Basis der untersuchten Texte ergeben sich aus den in Teil I dargelegten Einflüssen auf den Prozess der Identitätsbildung der MigrantInnen der 2. Generation die folgenden drei Ergebnisse: Erstens die Selbstzuschreibung der Hauptfiguren der 2. Generation mit spezifischen Bezeichnungen, die „Blackness“ oder „Latinidad“ ausdrücken, zweitens eine spezifische Sprachenverwendung sowie Bezugnahme auf kulturelle Ausdrucksformen durch die Hauptfiguren der 2. Generation und drittens der soziale Aufstieg der Hauptfiguren der 2. Generation. Davon ausgehend unterteilt sich Teil II des Analysekapitels in drei Unterkapitel.

Für die ersten zwei erbrachten Resultate gilt zudem Folgendes: Wie bereits weiter oben dargestellt, betrachte ich Identität einerseits als den Prozess der Identitätsbildung und andererseits das Resultat bzw. den Ist-Zustand der Identität. Wenn Identität nun als ein Resultat betrachtet werden soll, muss dabei immer die Vorläufigkeit dieses Resultats bzw. Ist-Zustandes der Identität mitgedacht werden, denn Identitäten sind keine abgeschlossenen Gebilde, sondern eine Momentaufnahme der Identität eines Menschen zu einem bestimmten Zeitpunkt des Lebens (Keupp et al 2006: 65f).

Jedes der drei Unterkapitel beginnt mit einer exemplarischen Darstellung jenes Textmaterials, das in den untersuchten Quellen jeweils zu den drei Ergebnissen des Prozesses der Identitätsbildung gefunden werden konnte. Um Schlussfolgerungen aus diesen gewonnenen Daten ziehen zu können, werden anschließend die Resultate in jedem Unterkapitel in einen größeren theoretischen und historischen Kontext gestellt. Im Zuge dessen soll auch ein Blick darauf geworfen werden, inwieweit diese Ergebnisse unter Hinzunahme des Konzepts von Hybridität interpretiert werden können. Ich beginne im Folgenden mit dem ersten Ergebnis, der Selbstzuschreibung mit spezifischen Formen von „Blackness“ und „Latinidad“.

5.4. Selbstzuschreibung mit Ausdrucksformen von „Blackness“ und „Latinidad“

Das erste Resultat des Prozesses der Identitätsbildung ist die Selbstzuschreibung mit Bezeichnungen, die „Blackness“ oder „Latinidad“ ausdrücken. Dabei konnte nach Durchsicht aller Texte zunächst festgestellt werden, dass dabei bestimmte Bezeichnungen, die „Blackness“ und „Latinidad“ ausdrücken, als Selbstzuschreibung häufig verwendet werden und andere Formen selten oder gar nicht. Dies ist in beiden Fällen ein Resultat der drei Einflussfaktoren Rassismus, Familie und transnationale Verbindungen. Zu beachten ist, dass nicht immer alle Einflussfaktoren genau zugeordnet werden können, das daher bedeutet, dass auch jene nicht von mir in dieser Analyse dargestellten Einflussfaktoren dennoch einen Einfluss ausüben (können).

Erstens werden durch die Hauptfiguren der 2. Generation bestimmte Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken als Selbstzuschreibung verwendet. „*West Indian*“ ist eine Bezeichnung die „Blackness“ ausdrückt und wird in zwei untersuchten Werken durch die Hauptfiguren der 2. Generation als Selbstzuschreibung verwendet. Dabei wird im untersuchten Material von „W.I.“ oder „from the Islands“ gesprochen. In den untersuchten Texten bezeichnen sich lediglich Figuren der 2. Generation als „West Indian“, deren Eltern aus einem Land der Karibik kommen, deren Bevölkerung als „schwarz“ wahrgenommen wird. Im folgenden Beispiel geht es um einen Streit zwischen den zwei Großmüttern der Hauptfigur. Die sprechende Großmutter hat sich in einer früheren Szene selbst als „African American“ bezeichnet und findet nun eine Bezeichnung für die zweite Großmutter:

„Her and all those other old W.I.s! Came fooding in here years ago and ruined the block. That’s why I don’t go out anymore, you know. Can’t bear to see what they’ve done to Macon Street and all the streets around here.“ (Marshall 2000: 39)

Sie identifiziert die andere Großmutter („Her“) als „W. I.“ und lässt dieser Feststellung negative Merkmale („ruined the block“) folgen. Später bezeichnet sich die derartig bezeichnete Großmutter auch selbst als: „I am from the Islands“ (Marshall 2000: 48).

Eine weitere Bezeichnung, die „Blackness“ ausdrückt und von den Hauptfiguren als Selbstzuschreibung verwendet wird, ist „*African*“ und bezieht sich auf die *gemeinsamen afrikanischen Wurzeln*. Diese Form der Selbstzuschreibung ist lediglich an zwei Textstellen zu finden und wird in den untersuchten Quellen nur im familiären Kontext zwischen der 2. Generation und einem Elternteil verwendet. Innerhalb der untersuchten Texte wird diese Bezeichnung, um „Blackness“ auszudrücken nur von Personen verwendet, die als „schwarz“ wahrgenommen werden *und* deren Elterngeneration aus einem Land der Karibik kommt, deren Bevölkerung als „schwarz“ wahrgenommen wird.

Das erste Beispiel für die Selbstzuschreibung mit „*African*“ stammt aus Danticats erstem Roman und findet sich in einer Situation, in der die Figuren sich mit verschiedenen Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, identifizieren. Die Tochter (Hauptfigur der 2. Generation) hat seit längerer Zeit einen festen Freund. Dieser Freund hatte sich zu einem früheren Zeitpunkt selbst als *African American* bezeichnet. Die Familie der Hauptfigur der 2. Generation hingegen ist aus Haiti nach New York City migriert. An der relevanten Textstelle nun sitzt die Tochter mit ihrer Mutter sowie ihrem Freund in einem Gespräch zusammen. Als die unterschiedliche Herkunft angesprochen wird, bemerkt die Mutter, dass sie eine persönliche Identifizierung mit den Südstaaten der USA für möglich hält, wohingegen die Tochter die gemeinsame Herkunft aller drei als „*African*“ feststellt: „‘I feel like I could have been also Southern,’ my mother said. ‘We’re all African,’ I said“ (Danticat 1994: 214).

Das zweite Beispiel für die Selbstzuschreibung mit „*African*“ beschreibt Situationen, in denen sich Hauptfiguren der 2. Generation neben ihrer Selbstzuschreibung mit einer oder mehrerer Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, auch mit einer Identifizierung mit „Blackness“ konfrontiert sehen. So spricht in Vegas Roman die Tochter mit ihrer Mutter über ihre Identität. Ursprünglich kommt die Familie aus Puerto Rico. In dem Gespräch zwischen Mutter und Tochter aber realisiert die Tochter, dass es noch andere Anteile ihrer Herkunft gibt: „That Africa was a part of her background was without question, [...]. She was African“ (Vega 2004: 630).

Neben diesen Selbstzuschreibungen mit Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, werden durch die Hauptfiguren der 2. Generation auch bestimmte Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, als Selbstzuschreibung verwendet. Die erste Form der Selbstzuschreibung mit Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, verdeutlicht die Zugehörigkeit der Figur der 2. Generation zur „Community“ (Gemeinde) des Herkunftslandes der Eltern, wie der *Cuban community* oder der *Puerto Rican community*. Die Identifikation mit einer bestimmten „Community“ wird insgesamt in wenigen Texten von den Erzählerfiguren der 2. Generation verwendet. In drei Quellen verwenden die Hauptfiguren der 2. Generation „*Puerto Rican*“ als eine Selbstzuschreibung. In allen anderen untersuchten Quellen werden keine Selbstzuschreibungen mit einer „Community“ wie „*Dominican*“ oder „*Cuban*“ verwendet.

Das erste Beispiel dafür stammt aus Mohrs Roman: Die Erzählerin war als Kind vielen Diskriminierungen aufgrund ihrer puerto-ricanischen Herkunft ausgesetzt. Dennoch betont sie diese Herkunft als eine Form der Selbstzuschreibung:

„I was born into a poor family, female, and of Puerto Rican parents who lived in a society rampant with racism and xenophobia, [...]. Among the many wonderful aspects of my Puerto Rican culture are poetry,

storytelling, and music. Perhaps more than at any other time, during Christmas holidays I experienced the richness of my ethnic background“ (Mohr 1994: 42).

Das zweite Beispiel zeigt, wie Rassismus in der eigenen Familie ein prägender Einfluss auf die Selbstzuschreibung mit Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, ist. Dieses Beispiel ist damit auch bezeichnend dafür, wie mehrere der im ersten Teil der Analyse beschriebenen Einflussfaktoren – Rassismus und Familie – zusammen auftreten können. In Vegas Roman nun zeigt die Erzählerin, wie der Einfluss der Eltern ein Vorbild für die Identifizierung als „Puerto Rican“ für die Hauptfigur der 2. Generation ist („she absorbed“), stellt dabei aber gleichzeitig fest, wie die Eltern dies tun, um sich von anderen Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, auch von „Blackness“, abzugrenzen („to be distinct“):

„From observing her mother and stepfather she absorbed that Puerto Rican was something special. [...] As she grew up, she understood that their pride was a mixture of knowledge acquired through education combined with a need to be distinct from other Latinos and perhaps even from blacks.“ (Vega 2004: 65)

Die zweite Bezeichnung, die „Latinidad“ ausdrücken kann und im untersuchten Material als eine Selbstzuschreibung dient, sind „*hyphenated identities*“. Diese Bezeichnung, um „Latinidad“ auszudrücken, ist im Gegensatz zu allen anderen angeführten Bezeichnungen in all jenen Quellen zu finden, in denen die Figuren von einer spanischsprachigen Insel stammen. Das erste Beispiel, in dem diese Bezeichnung verwendet wird, stammt aus Alvarez' Roman. Die Hauptfigur der 2. Generation betont, dass sie eine „Mischung“ („mix“) aus „Hispanic“ und „American“ ist: „I would never find someone who would understand my peculiar mix of Catholicism and agnosticism, Hispanic and American styles“ (Alvarez 1991: 33).

Im folgenden zweiten Beispiel betont die Ich-Erzählerin der 2. Generation, dass sie „Hispanic American“ *ist*, selbst wenn sie sich aber mit dieser Selbstzuschreibung im sozialen Umfeld der USA nicht repräsentiert fühlt:

„Yet as I read book after book, there remained in me a sense of dissatisfaction. No matter how many books I read, I never saw myself in any of the stories. I never saw my family. No author spoke to me about the value of who I was as a Hispanic American child. I was invisible in North American literature. I did not exist, and my family and community did not exist either.“ (Mohr 1994: 62)

Was kann aus diesem Datenmaterial nun geschlossen werden: Mit Diskriminierungen und Rassismus konfrontiert, vermeiden es die meisten Hauptfiguren der 2. Generation überhaupt, Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, als Selbstzuschreibung zu verwenden. Dies erklärt die sehr wenigen Beispiele in den untersuchten Texten für Selbstzuschreibungen mit Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken. Auch jene Hauptfiguren der 2. Generation, die als „schwarz“ wahrgenommen werden, verwenden im untersuchten Material fast nie Bezeichnungen, um „Blackness“ auszudrücken als Selbstzuschreibung. Darüber hinaus gehört zu

den wenigen verwendeten Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, nicht „*African American*“, sondern „*West Indian*“ und „*African*“. Wie Kasinitz et al erläutern, liegt der Hauptgrund für diese Abgrenzung von der Gruppe „der“ AfroamerikanerInnen im sehr ausgeprägten Rassismus gegen jene Menschen in den USA, die als „*African American*“ wahrgenommen werden bzw. sich selbst so bezeichnen. Auch Foner betont, dass die Identifikation als „*West Indian*“ eine typische Reaktion auf Diskriminierungen und rassistischen Zuschreibungen ist, welche sich speziell gegen „die“ AfroamerikanerInnen richten und von welchen man sich durch die Selbstzuschreibung als „*West Indian*“ abgrenzen kann (Kasinitz et al 2002: 103; Foner 1987: 22).

Die Bezeichnung „African“ bezieht sich auf eine gemeinsame Herkunft aus Afrika und unterstreicht die Zugehörigkeit zur einer *afrikanischen Diaspora*¹⁹. Die Hauptfiguren der 2. Generation, die sich damit identifizieren (Danticat 194: 214; Vega 2004: 630), sehen sich als Teil *der* Gemeinschaft aller Menschen, die als „schwarz“ wahrgenommen werden und eine gemeinsame Heimat in Afrika besitzen. Sie grenzen sich aber dadurch gleichzeitig von einer Identifikation mit „den“ AfroamerikanerInnen ab.

Im Unterschied zu Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, werden Bezeichnungen, die „Latinidad“ als Selbstzuschreibung ausdrücken, sehr oft verwendet. Auch dafür liegt der Grund in den Erfahrungen der Figuren mit Rassismus. Diskriminierungen und Rassismus richten sich zwar sowohl gegen Menschen, die mit „Blackness“ identifiziert werden als auch gegen Menschen, die mit „Latinidad“ identifiziert werden. Es gibt dabei jedoch qualitative Unterschiede zwischen der Abgrenzung von Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken und von Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken.

Von Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, grenzen sich alle Figuren (Haupt- wie Nebenfigur) ab, wenn es ihnen möglich ist, sich aufgrund ihres „Erbes“ auch mit „Latinidad“ zu identifizieren. Mit der Abgrenzung von Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, betonen die Figuren dann auch oft gleichzeitig bestimmte Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken. Etwa: „I am not Black. I’m Puerto Rican“ (Mohr 1994: 95). Ein Beweis dafür, dass Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, dazu dienen, sich nicht mit „Blackness“

¹⁹ Die Afrikanische Diaspora ist eine der größten und weit verbreitetsten Diasporas heute. Dabei wird der Begriff der African Diaspora erst seit den 1950er verwendet und taucht im Zusammenhang des Dekolonialismus auf. Sie fällt nach Cohens Definition unter die Kategorie der „victims diaspora“, denn ihr Ursprung liegt im Sklavenhandel über den Atlantischen und Indischen Ozean begründet. Ein wichtiger Bestandteil der African Diaspora ist das Homeland, das sich an einem Ort auf dem afrikanischen Kontinent befindet. Wo genau das Homeland sich befindet, variiert zwischen den Orten und ist mit vielen Mythen über dessen genauen Ort verbunden. Zu den Strömungen, die mit der Afrikanischen Diaspora im Zusammenhang stehen, gehören etwa der Garveyismus und das Pan-African Movement (Cohen 2008: 39-48).

identifizieren zu müssen, ist im U.S. Census von 1990 zu finden. In diesem kreuzten über 40 % der Befragten bei der Frage nach ihrer „race“ das Feld „other“ an und trugen als Erklärung „Hispanic“, „Latin“ oder andere Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, ein, obwohl sie laut der Klassifizierung des U.S. Census zur Gruppe der „African-American“ – mit einer Hautfarbe die als „schwarz“ wahrgenommen wird – gezählt werden müssten²⁰.

In den meisten Quellen werden aber Anhaltspunkte dafür gegeben, dass jene Protagonisten, die sich mit „Latinidad“ identifizieren, auch ein „Erbe“ von „Blackness“ besitzen. In den von mir untersuchten Quellen verwenden diese Hauptfiguren der 2. Generation dennoch keine Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, als Selbstzuschreibung.

Da „Puerto Rican“ im Kontext von New York City ebenfalls mit vielen negativen Stereotypen besetzt ist, vermeiden viele MigrantInnen der 2. Generation des karibischen Raumes auch eine Verwendung von „Puerto Rican“ als Selbstzuschreibung, indem sie eine Identifikation mit anderen Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, betonen. So assoziieren sich die Erzählerfiguren innerhalb der analysierten Texte fast ausschließlich mit „*hyphenated identities*“²¹ wie „*Hispanic American*“, auch wenn sie selbst aus Puerto Rico stammen.

Viel seltener, aber dennoch in zwei Fällen im untersuchten Material zu finden, wird als Reaktion auf Diskriminierungen und Rassismus keine andere Bezeichnung, die „Latinidad“ ausdrückt, verwendet, sondern die Zugehörigkeit zur diskriminierten Form „Puerto Rican“ erst recht durch die Hauptfiguren der 2. Generation hervorgehoben (z. B.: Mohr 1994: 42).

Neben dem Einflussfaktor Rassismus spielt im untersuchten Material auch der Einfluss der Familie eine große Rolle dafür, dass Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, als Selbstzuschreibung betont werden. Dabei ist der Einfluss der Eltern entscheidend, da sie ihren Kindern die Identifizierung mit „Latinidad“ vorleben. Dies geschieht zum Beispiel, indem die Eltern eine bestimmte Bezeichnung die „Latinidad“ ausdrückt verwenden, sowie Eigenschaften, die „Latinidad“ zugeschrieben werden, unterstreichen (Mohr 1994: 42; Vega 2003: 65). Aber auch hier muss beachtet werden, dass die am häufigsten verwendeten Bezeichnungen der Hauptfiguren der 2. Generation, um „Latinidad“ auszudrücken, die „*hyphenated identities*“ sind. Denn mit Bezeichnungen wie *Puerto Rican*, das sich die 1. Generation oft selbst zuschreibt,

²⁰ <http://www.census.gov/main/www/cen1990.html> (Zugriff 14.11.2011)

²¹ „Hyphenated identity“ bedeutet wörtlich übersetzt „Bindestrich-Identitäten“ und betont eine Zusammensetzung aus zwei verschiedenen Zugehörigkeiten. Im Kontext der USA kann zwischen jenen „hyphenated identities“ unterschieden werden, die sich auf eine „race“ bzw. kontinentale Region beziehen wie „African-American“, „Asian-American“, „Native-American“ oder „European-American“ und jenen, die sich auf eine „Ethnizität“ bzw. „Nationalität“ beziehen wie „Irish-American“, „Korean-American“ und „Jamaican-American“ (Burns/Sanders 2002: 325).

assoziiieren viele weibliche Hauptfiguren im untersuchten Material Vorstellungen der 1. Generation von (geschlechtlicher) Rollenverteilung, denen die 2. Generation ablehnend gegenübersteht.

Die erste Schlussfolgerung dieser Analyse lautet, dass Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, in den untersuchten Quellen sehr selten Selbstzuschreibungen sind, was quantitativ vor allem im Unterschied zu Selbstzuschreibungen mit Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, auffällt. Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, sind fast ausschließlich *Fremdzuschreibungen*. Die wenigen Beispiele von verwendeten Bezeichnungen, um „Blackness“ auszudrücken, sind auch allermeistens keine Selbstzuschreibungen, und das obwohl eine Identifikation einiger Erzählerfiguren mit „Blackness“ aufgrund der Beschreibung naher Verwandter möglich wäre.

Dass Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, innerhalb der verwendeten Quellen fast ausschließlich Fremdzuschreibungen sind, kann zum einen mit dem Rassismus gegen Menschen erklärt werden, bei denen „Blackness“ als eine Eigenschaft wahrgenommen wird. Trotz der Abnahme des Rassismus in den letzten Jahrzehnten, ist er nach wie vor ein großes Problem in den USA (Foner 2001: 8). Zum anderen kann die viel geringere Bedeutung der Hautfarben für die Identitätsbildung der Elterngeneration ein Grund dafür sein, dass auch die 2. Generation nicht versucht, sich primär über Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, zu identifizieren. Gerade aber die Abgrenzung von „den“ *AfroamerikanerInnen* durch die Verwendung einer anderen Bezeichnung, die „Blackness“ ausdrückt, zeigt, dass die Wahrnehmung von Rassismus durch die Figuren ein prägender Einflussfaktor auf deren Identitätsbildung ist.

Schließlich ist zu bemerken, dass Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken, in den herangezogenen Quellen fast ausschließlich Fremdbezeichnungen sind, was dadurch erklärt werden kann, dass die Figuren in den von mir untersuchten Texten zu einem großen Teil aus dem spanischsprachigen Teil der Karibik kommen und daher auf Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, für eine Identitätsbildung zurückgreifen können.

Eine zweite Schlussfolgerung aus dieser Analyse ergibt sich, wenn das untersuchte Material unter Bezugnahme auf das Konzept von Hybridität betrachtet wird. In diesem Fall (der Selbstzuschreibung mit Bezeichnungen, die „Latinidad“ und „Blackness“ ausdrücken) kann mit dem Konzept von Hybridität erklärt werden, wieso die Hauptfiguren der 2. Generation sich genau mit diesen Bezeichnungen, die „Blackness“ oder „Latinidad“ ausdrücken, selbst zuschreiben.

Wenn man von Bhabhas Konzept der Hybridität ausgeht, wonach eine Vermischung von Traditionslinien bzw. Signifikationsketten zwischen zumeist Elementen aus den Kulturen der MigrantInnen und des Residenzlandes gemeint ist und dies zur Entstehung von Identitäten in einem Zwischenraum (in-between) führt, so ist festzustellen, dass die meisten MigrantInnen der 2. Generation in den untersuchten Quellen Bezeichnungen, die „Blackness“ und „Latinidad“ ausdrücken, als Selbstzuschreibung verwenden, die ebenfalls Signifikationsketten verwischen und keine „abgeschlossene“ Identitätsform aus entweder dem Herkunfts- oder dem Residenzland (zum Beispiel „*Puerto Rican*“ oder „*African American*“) meinen (Bhabha in Bronfen/Marius 1997: 14; Burtscher-Bechter 2004: 282ff).

Die Hauptfiguren der 2. Generation verwenden fast immer für die Selbstzuschreibung Bezeichnungen, die „Blackness“ und „Latinidad“ ausdrücken, die eine „Mischung“ beschreiben und damit auf ihre Existenz „dazwischen“ verweisen. So sind die häufigsten Selbstzuschreibungen innerhalb der untersuchten Quellen die „*hyphenated identities*“, die schon in der Bezeichnung die (mindestens) zwei Seiten der Selbstzuschreibung aufzeigen.

Ein weiteres Beispiele für die Selbstzuschreibung der 2. Generation mit Bezeichnungen, die Hybridität ausdrücken, daher Bezeichnungen, die sich nicht nur entweder auf das Herkunfts- oder Residenzland beziehen, lautet „*West Indian*“. Es ist eine neuere Form von Selbstzuschreibung, die erst im Kontext der Migrationserfahrung in New York City entstanden ist. „*West Indian*“ stellt eine Bezeichnung dar, die ihren Ursprung nicht direkt in der Herkunft der Elterngeneration hat. Sie dient als übergreifende Bezeichnung jener MigrantInnen, die als „schwarz“ wahrgenommen werden und aus den ehemaligen Britischen Kolonien des karibischen Raumes stammen. So identifizieren sich laut Foner normalerweise Personen aus den spanischsprachigen Inseln nicht mit dieser Bezeichnung, um „Blackness“ auszudrücken und auch MigrantInnen aus Haiti und anderen französischsprachigen Ländern der Karibik verwenden diese Bezeichnung eher selten als Selbstzuschreibung. Eine Selbstzuschreibung als „*West Indian*“ gibt also den englischsprachigen MigrantInnen seit Beginn des 20. Jahrhunderts die Möglichkeit einer Abgrenzung von „den“ *AfroamerikanerInnen*, beschränkte sich aber auch nicht auf die nationalstaatliche Herkunft eines Migranten (Foner 2001: 1).

Eine zweite Schlussfolgerung dieser Analyse ist daher, dass die häufigsten Bezeichnungen, um „Blackness“ oder „Latinidad“ als Selbstzuschreibung auszudrücken, jene sind, die eine hybride Identität „dazwischen“ beschreiben.

Ein abschließender Punkt befasst sich mit der Relevanz fiktionaler Literatur für die Identitätsbildung. So berichtet die Autorin Mohr im Zitat zu „hyphenated identities“, dass sie, hätte es während ihrer eigenen Kindheit Romane gegeben, wie jene, die in dieser Arbeit untersucht wurden (und sie später selbst schreiben wird), sich als Mensch mit einer Identität „dazwischen“ repräsentiert gefühlt hätte (Mohr 1994: 62). Andererseits bemerkt Mohr im Epilog ihrer Autobiographie auch, dass das Fehlen derartiger Literatur auch ein expliziter Grund für sie war, mit dem Schreiben überhaupt erst zu beginnen (Mohr 1994: 113).

5.5. Bezugnahme auf kulturelle Ausdrucksformen und eine bestimmte Sprachenverwendung

Das zweite Resultat des Prozesses der Identitätsbildung ist die Bezugnahme auf bestimmte kulturelle Ausdrucksformen und eine bestimmte Sprachenverwendung. Diese kulturellen Ausdrucksformen und Sprachen entstammen laut dem untersuchten Material sowohl der Kultur des Herkunftslandes der Eltern, als auch der Kultur des Wohnortes New York City (allgemeiner dem Residenzland der USA). Aus den Einflüssen auf die Identitätsbildung, die in Teil I beschrieben wurden, hat sich auf Basis des untersuchten Materials besonders die Familie als der Haupteinflussfaktor für die Bezugnahme der 2. Generation auf kulturelle Ausdrucksformen und die Sprachenverwendung herausgestellt, wobei auch hier Rassismus und transnationale Verbindungen einen Einfluss ausüben.

Mit kulturellen Ausdrucksformen bezeichne ich jene kulturellen Produkte, die innerhalb der untersuchten Werke in den Formen Tanz, Musik, literarische Produkte wie Lyrik oder Prosa, aber auch dem „storytelling“ zu finden sind.

Die Hauptfiguren der 2. Generation beziehen sich in allen 11 untersuchten Werken auf kulturelle Ausdrucksformen. Die meisten dieser Hauptfiguren sind dabei selbst künstlerisch aktiv und malen, schreiben oder musizieren. Neben dieser eigenen künstlerischen Tätigkeit identifizieren sie sich mit vielen weiteren Formen kulturellen Ausdrucks. All diese kulturellen Ausdrucksformen, auf welche sich eine Figur der 2. Generation bezieht oder zu der eine besondere Neigung besteht, können dabei aus der Kultur der Herkunft der Elterngeneration oder/und des Wohnortes New York City (allgemeiner den USA) entstammen. Interessanterweise habe ich während der Auswertung des Quellenmaterials festgestellt, dass sich die meisten Hauptfiguren der 2. Generation bei einer kulturellen Ausdrucksform immer auf Beispiele dieser kulturellen Ausdrucksform aus beiden Kulturräumen beziehen. Daher werde ich exemplarisch

anhand dreier Beispiele von kulturellen Ausdrucksformen die Bezugnahme der Hauptfiguren der 2. Generation auf eine kulturelle Ausdrucksform mit *je einem Beispiel* aus der Kultur der Herkunft und der Kultur des Residenzlandes verdeutlichen.

Das erste Beispiel kultureller Ausdrucksform ist die Literatur. Die Hauptfigur Esmeralda in Santiagos Roman findet einerseits Gefallen an der Dichtung aus dem elterlichen Herkunftsland Puerto Rico, die ihre Mutter ihr in ihrer Kindheit näher gebracht hat:

„Don Luis Lloréns torres, whos poems had inspired me to love my country, it’s jibaros, and the wild natural beauty that could be found even in the foul air of El Mangle.“ (Santiago 1993: 208)

Andererseits schätzt sie die (Kinder-)Bücher aus den USA. Esmeraldas Affinität zur Literatur aus den USA ist so groß, dass sie auf Basis dieser Zuneigungsgefühle überhaupt erst lesen lernt:

„Every day afer school I went to the library and took out as many children’s books as I was allowed. [...] I studied the illustrations and learned the words of the unfamiliar objects [...].“ (Santiago 1993: 236)

Das zweite Beispiel kultureller Ausdrucksform stellt die Musik dar. In Vegas Roman fühlt sich die Hauptfigur Vidamía einerseits mit der Musik der Familie ihres Vaters verbunden, die neben US-amerikanischem Jazz auch „traditionelle“ Musik aus den Südstaaten der USA hört. Im Laufe der Handlung kommt ihnen die Idee, gemeinsam mit der Familie zu musizieren, um auf diesem Weg die Musik wertzuschätzen:

„I think we should form a family band. They’ll love it.’ [...] She got out her fiddle and they all learned to play tunes like ‘Go Tell Aunt Rhod,’ ‘The Fox,’ ‘Camptown Races,’ ‘Blowin’ in the Wind,’ [...] they ought to play old standards from the twenties like ‘Sweet Georgia Brown,’ ‘I’m Just Wild About Harry,’ ‘California Here I Come,’ ‘Bill Bailey,’ [...].“ (Vega 2004: 293ff)

Zum anderen fühlt sich Vidamía auch zur Musik ihres Großvaters mütterlicherseits hingezogen, der Salsa-Musiker aus Puerto Rico ist. Sie will ihn unbedingt spielen hören, weil sie von ihrer Großmutter hörte, er spiele „ihre Musik“: „was a drummer, a conguero, a tumbadero or tumbero, this Puerto Rican grandfather [...] her grandpa, Tumba santiago, was a conguero“ (Vega 2004: 506). Schließlich, als Vidamía die Möglichkeit hat, ihren Großvater spielen zu hören, kann sie sich über diese Musik mit der Welt ihres Großvaters und mit seiner Herkunft identifizieren:

„After the meal they returned to the living room, and Vidamía said that her grandmother hald told her that he’d gotten the nickname Tumba because he played congas. [...], then she said she wanted to hear him play. [...] Her grandfather seemed to caress the head of each drum, and immediately the air was filled with resonance, a resosnance that felt like speech, like a greeting of some sort, [...] and perhaps her grandfather was saying something to her, [...].“ (Vega 2004: 516)

Das dritte Beispiel kultureller Ausdrucksformen stammt aus Mohrs autobiographischem Roman und ist die Bezugnahme der Ich-Erzählerin der 2. Generation auf verschiedene Darstellungsarten literarischer Produktionen.

Einerseits bezieht sich die Ich-Erzählerin der 2. Generation auf ihre Liebe zu der typischen Darstellungsart literarischer Produktionen in den USA, den Büchern. Dabei ist das Besondere, wie sie die Rolle der Bibliothek betont. Ihr Bruder hatte sie damit bereits als Kind vertraut gemacht und bis heute ist die Bibliothek einer der wichtigsten Orte für sie:

„One of the most thrilling events I can recall was when I got my first library card. My brother Vincent was home from the Army [...] and decided it was time for me [...]. After looking in several books, I decided to take home Pinocchio by Collodi. I was mesmerized by the illustrations and stimulated by the story. [...] I went on to read many books dealing with fairy tales and fables. As I got older I began to read adventure stories, including those by Jack London, Mark Twain and James Fenimore Cooper.“ (Mohr 1994: 61)

Zusätzlich zu dieser Darstellungsart von Literatur bezieht sich die Erzählerin andererseits auch auf die „traditionelle“ Darstellungsart von Literatur aus Puerto Rico, dem „storytelling“. Gerade im Umfeld der Familie zu Weihnachten genießt die Ich-Erzählerin diese Form der Literatur:

„Among the many wonderful aspects of my Puerto Rican culture are poetry, storytelling, and music. Perhaps more than at any other time, during Christmas holidays I experienced the richness of my ethnic background. [...] It is part of our tradition, and therefore expected, that those who have food and drink open their doors and feed all who come to celebrate. [...] Some are musicians, others poets and storytellers. [...] they would recite traditional, as well as their own original, verses and stories [...].“ (Mohr 1994: 42f)

Neben der Betonung einer Identifikation mit kulturellen Ausdrucksformen ist auch die Verwendung mehrerer Sprachen eine Folge der in Teil I beschriebenen Einflussfaktoren auf die Identitäten. Die wichtigste Beobachtung bei der Auswertung des Untersuchungsmaterials ist, dass in allen 11 untersuchten Werken die Hauptfiguren der 2. Generation sowohl die englische Sprache als auch die Muttersprache ihrer Eltern in ihrer Kommunikation verwenden. Damit wird gleichzeitig deutlich, dass die größten Einflussfaktoren auf die Verwendung mehrerer Sprachen die Familie und die transnationalen sozialen Verbindungen sind (da die 2. Generation von den Eltern deren Muttersprache erlernt und durch den Kontakt mit dem Herkunftsland über transnationale soziale Verbindungen die Verwendung der Muttersprache der Eltern weiterhin notwendig ist). Die zweite Beobachtung, welche sich aus den untersuchten Texten ergibt, ist, dass die Hauptfiguren nicht nur Englisch und die Sprache ihrer Eltern verwenden, sondern die Verwendung beider Sprachen reflektieren.

Die Hauptfiguren verwenden also mehrere Sprachen, wobei die Hauptsprache Englisch ist. Daneben werden aber immer wieder einzelne Wort oder ganze Sätze aus der Sprache der Elterngeneration entlehnt, was in dreierlei Zusammenhängen innerhalb der verwendeten Quellen zu finden ist. Erstens werden Worte in der Sprache der Eltern zur Bezeichnung von Familienmitgliedern verwendet: Dazu zählen im Spanischen: „Tia“ (Alvarez 1991: 207), „Tio“ (García 1992: 63), „Mami and Papi“ (Alvarez 1991: 172), „Mi hija“ (García 1992: 73). Im haitianischen Kreyol finden sich ebensolche Ausdrücke: „Manman“ (Danticat 1994: 211),

„Papa“. Daneben werden Kosenamen wie „Mi cielo“ (García 1992: 63), „Mi reina“ (García 1992: 154) in der Sprache der Eltern ausgedrückt.

Zweitens werden Aussprüche des alltäglichen Lebens in der Muttersprache in die englischen Konversationen eingestreut: Im Spanischen gibt es Aussagen wie die folgenden: „Donde están?“ (Santiago: 1993: 65) oder „Qué pasa?“ (Alvarez 1991: 139). Auch im haitianischen Kreyol sind Aussagen aus dem täglichen Leben in den englischen Dialogen der untersuchten Quellen zu finden: „Ki niméro today?“ (Danticat 1994: 5), „Mon dieu“ (Danticat 1994: 179) ebenso wie im jamaikanischen Patois: „Me Preffer Byron. Me preffer Mc Kay. Me she me cyaant believe it“ (Cliff 1998: 27).

Drittens werden Worte oder Sätze aus der Sprache der Elterngeneration eingestreut, wenn es für diese keine exakte Entsprechung im Englischen gibt: Beispiele dafür aus dem Spanischen sind „I’ll tell you what my *santo* wants [...]“ (Alvarez 1991: 8) oder „Camioneta“ (Alvarez 1991: 9) für einen typischen öffentlichen Transport in der Dominikanischen Republik bzw. „público“ in Puerto Rico (Santiago 1993: 89). Weitere Beispiele sind „watching novelas on television“ (García 1992: 130) für eine spezifische Form von Fernsehshow, „jíbaro“ (Santiago 1993: 12) für Menschen, die in Puerto Rico aus ländlichen Gebieten kommen (Santiago 1993: 12) sowie „El norte“ (Medina 1994: 139) als Umschreibung für die USA. Ähnliche Beispiele konnten auch im haitianischen Kreyol gefunden werden: „bólét“ (Danticat 1994: 6) für eine Fahrkarte oder „konbit potluck dinner“ (Danticat 1994: 3), eine Bezeichnung für einen haitianischen Feiertag.

Neben der gemeinsamen Verwendung des Englischen und der Sprache der Elterngeneration reflektieren die Hauptfiguren der 2. Generation in fünf der 11 untersuchten Werke über diese Verwendung von mehreren Sprachen bzw. die Verwendung der Muttersprache der Elterngeneration. In den folgenden zwei Zitaten aus Santiagos und Vegas Romanen sprechen die Hauptfiguren der 2. Generation über die Verwendung von Englisch in Kombination mit Spanisch, der Sprache der Eltern:

„We spoke in Spanglish, a combination of English and Spanish in which we hopped from one language to the other depending on which word came first.“ (Santiago 1993: 258)

„Puerto Rican, as most of her non-academic American friends called what Puerto Rican people in New York spoke. Though in a way they were right. The patois was a ridiculous mix of badly spoken Spanish, English, and made-up words. She hated calling a mope el mapo, [...].“ (Vega 2004: 88)

Mohr zeigt dabei, wie dieser Wechsel zwischen Englisch und Spanisch aussieht:

„‘Yes. Well, lo que pasa is that I used to live on esta misma calle, many, many years ago. In fact aquí is where I grew up.’ Quite effortlessly I combined Spanish and English words, weaving them into the Spanglish dialect of my childhood.“ (Mohr 1997: 104)

Diese „Mischformen“ werden in den verwendeten Quellen zumeist *Spanglish* genannt, kann je nach Kontext des Sprechers (der Zugehörigkeit zu einer „Gruppe“), aber auch als *New York Patois*, *Puerto Rican* oder als *Rican English* bezeichnet werden.

Die Rolle der Familie bei der Vermittlung der Muttersprache an die 2. Generation sowie die Besonderheit, eine weitere Sprache sprechen zu können, wird dabei in mehreren Werken direkt betont. Ein Beispiel dafür aus Mohrs Autobiographie:

„My mother and I always communicated in Spanish. It was in the sweet sound of Puerto Rican Spanish that my mother first spoke to me and sang her songs. Later, as an adult, I was able to appreciate my ability to speak Spanish. Beyond that, it is still a privilege [...].“ (Mohr 1994: 25)

Was kann unter Bezugnahme auf den Kontext nun festgestellt werden? Einerseits stehen in allen von mir untersuchten Texten die kulturellen Ausdrucksformen aus dem Herkunftsland jenen aus dem Residenzland gegenüber beziehungsweise existieren im Leben einer Figur nebeneinander. Im ersten Beispiel für kulturelle Ausdrucksformen aus Santiagos Roman und im dritten Beispiel aus Mohrs Autobiographie identifiziert sich die Hauptfigur sowohl mit den literarischen Produkten aus der Herkunft der Elterngeneration als auch mit jenen der USA. Im Beispiel von Vega bezieht sich die Hauptfigur nicht nur auf die Musik der Herkunft ihrer Mutter aus Puerto Rico und die Musik ihres Vaters aus den USA, sie verknüpft ihren Bezug zur Musik mit den tatsächlichen Gefühlen der Zugehörigkeit zu diesen Teilen ihrer Familie. Es kann daher gefolgert werden, dass die Figuren sich zu mehreren Kulturen, jene des Herkunftslandes der Elterngeneration und jene im Wohnort in New York City, zugehörig fühlen.

Eine Besonderheit stellt der Verweis Mohrs im letzten Beispiel auf die kulturelle Ausdrucksform des „storytelling“ dar, eine Methode der oralen Weitergabe von literarischen Produktionen oder auch von Geschichte (history). Diese Methoden werden mit *oral history* und *oral poetry* umschrieben und stellen eine verbreitete Darstellungsart von literarischen Produktionen in den Ländern der Karibik dar (Sievers 2012: 202). Der Verweis der Hauptfigur der 2. Generation betont zum einen die Besonderheit dieser Darstellungsart literarischer Produktionen in der Karibik und zeigt zum anderen wie sich die Hauptfiguren der 2. Generation bewusst auf diese Besonderheit des kulturellen Erbes der Eltern beziehen.

Schließlich soll beachtet werden, dass sich eine Hauptfigur der 2. Generation auch auf *verschiedene* kulturelle Ausdrucksformen beziehen kann, wie zum Beispiel auf Literatur aus Puerto Rico und Musik aus den USA. Eine Mehrfachzugehörigkeit – die Zugehörigkeit der 2. Generation zu kulturellen Ausdrucksformen aus der Kultur des Herkunftslandes der Elterngeneration und jener im Wohnort in New York City – ist auch hier genauso vorhanden wie

in jenen angeführten Beispielen, in denen sich eine Hauptfigur auf *eine* kulturelle Ausdrucksform mit je einem Beispiel aus der Kultur der Herkunft und der Kultur des Residenzlandes bezieht. Letztere Form vermittelt die Mehrfachzugehörigkeit lediglich plakativer.

Andererseits ist in den Beispielen für die Sprachenverwendung der Hauptfiguren der 2. Generation, wie bereits erwähnt, die Häufigkeit der Verwendung von Wörtern bzw. Sätzen aus der Sprache der Eltern auffällig. Vor allem in den Büchern mit spanischem Sprachanteil sind sie ein wesentliches Stilelement des gesamten literarischen Textes. Ziemlich offensichtlich fühlen sich die Hauptfiguren der 2. Generation nicht eindeutig einer Sprache allein zugehörig.

Von besonderer Bedeutung ist des Weiteren die Reflexion über die Verwendung von mehreren Sprachen durch die Hauptfiguren der 2. Generation. Wie im zweiten Zitat aus Mohrs Roman zu sehen ist, wird die Fähigkeit, die Sprache der Eltern verwenden zu können, als persönlicher Vorteil betrachtet. Zusätzlich betont die Erzählerfigur, dass sie Spanisch immer mit ihrer Mutter gesprochen habe und hebt dadurch den Einflussfaktor Familie hervor (Mohr 1994: 25).

Speziell im Fall jener Texte mit spanischer Sprache wird neben der Verwendung der zwei Sprachen auch immer wieder auf die Verwendung einer Mischung aus Englisch und Spanisch hingewiesen, das als „Code-Switching“ bezeichnet wird (Häußermann/Siebel 1993: 8). Neben der gemeinsamen Verwendung von Englisch und Spanisch kommt es dabei auch zur Entstehung von neuen Wörtern, wie die Erzählerfiguren im Zitat aus Vegas Roman und im ersten Zitat aus Mohrs Roman verdeutlichen (Vega 2004: 88; Mohr 1994: 104).

Während in den Zitaten von Santiago und Mohr lediglich darüber reflektiert wird, dass Spanglish gesprochen wird, bewertet die Hauptfigur Elsa im Zitat aus Vegas Roman (Vega 2004: 88) die Verwendung von Spanglish. Sie sei froh, dass sie nicht mehr so reden müsse, was Aussagen wie „ridiculous mix“ und als „badly spoken“ belegen. Dass Elsa die Verwendung von Spanglish vor allem negativ bewertet, hat damit zu tun, dass die Verwendung von Spanglish und anderen „Mischformen“ sowohl darauf beschränkt ist, mit wem man sie spricht (Elsa sprach so nur mit ihren Freunden und Bekannten), als auch darauf, an welchen Orten man sie spricht (nur im Ghetto der Lower East Side, wo Elsa aufwuchs). So wird vor allem in segregierten Viertel der Stadt derartig gesprochen (Häußermann/Siebel 1993: 8). Dass die Verwendung von Spanglish mit den dortigen Bewohnern assoziiert wird und oft Menschen, die so sprechen, diskriminiert werden (etwas, das auch Elsa aus ihrem Leben berichtet), kann erklären, warum Elsa auch dagegen ist, „Spanglish“ zu sprechen.

Schließlich sollen die in diesem Kapitel gewonnen Erkenntnisse mit dem Konzept der Hybridität in Bezug gesetzt werden, denn im Zusammenhang der gewonnenen Erkenntnisse in diesem Kapitel (der Bezugnahme auf kulturelle Ausdrucksformen und der Sprachenverwendung) kann mit dem Konzept von Hybridität erklärt werden, warum die Hauptfiguren der 2. Generation sich in genau dieser Form auf kulturelle Ausdrucksformen beziehen und auf genau diese Art und Weise bestimmte Sprachen verwenden.

Wenn man von Bhabhas Konzept der Hybridität ausgeht, wonach eine Vermischung von Traditionslinien bzw. Signifikationsketten zwischen zumeist Elementen aus den Kulturen der MigrantInnen und des Residenzlandes gemeint ist, und die zur Entstehung von Identitäten in einem Zwischenraum (in-between) führen, zeigen die Beispiele der kulturellen Ausdrucksformen sowie der Sprachenverwendung der Hauptfiguren, dass auch die Hauptfiguren der 2. Generation sich sowohl auf die Kultur bzw. Sprache des Herkunftslandes der Elterngeneration als auch auf die Kultur bzw. Sprache im Wohnort New York City beziehen (Bhabha in Bronfen/Marius 1997: 14; Burtcher-Bechter 2004: 282ff). Daraus ergibt sich, dass die Hauptfiguren der 2. Generation *keine eindeutige Zugehörigkeit* besitzen. Stattdessen besitzen die Hauptfiguren der 2. Generation hybride Identitäten (Zamojski 2004: 8).

Die Sprachenverwendung im untersuchten Material verdeutlicht im Vergleich zur Bezugnahme auf kulturelle Ausdrucksformen durch die 2. Generation diese Uneindeutigkeit in der Zugehörigkeit der 2. Generation noch deutlicher, da die Hauptfiguren aus der 2. Generation die englische Sprache im täglichen Leben permanent verwenden, gleichzeitig aber auf die Verwendung der Sprache ihrer Eltern nicht verzichten und diese auffällig in den Konversationen der Hauptfiguren der 2. Generation zu erkennen ist (meist im Text auch durch Kursivdruck hervorgehoben).

Zusätzlich an dieser Stelle einige Worte zur Rolle der fiktionalen Texte als Untersuchungsgegenstand an sich: Da die Hauptfiguren Wörter oder Phrasen in einer „Mischung“ mit der englischen Sprache in den literarischen Texten verwenden, sehe ich auch die verwendete Form des literarischen Schreibens an sich als eine Art, die die Existenz der Hauptfiguren „dazwischen“ ausdrücken will.

5.6. Sozialer Aufstieg

Das dritte Resultat des Prozesses der Identitätsbildung stellt auf Basis des untersuchten Materials der soziale Aufstieg der Hauptfiguren dar. Dieser ist ein sehr relevantes Thema im Leben der MigrantInnen sowohl der 2. Generation als auch deren Eltern. Es ist gleichzeitig ein Thema, dass sich durch alle untersuchten Quellen hindurch zieht und eine grundlegende Rolle in der Handlung der Werke spielt.

Im Unterschied zu den zwei zuvor dargestellten Resultaten, die den Ist-Zustand der Identitäten während der Dauer der Romanhandlung zeigen, stellt der soziale Aufstieg ein Resultat für das Leben der MigrantInnen dar. Dass der soziale Aufstieg im untersuchten Material prominent als Thema vertreten ist, ist wenig überraschend, denn für die 1. Generation ist der erhoffte soziale Aufstieg in vielen Fällen der (Haupt-)Grund für die Migration aus dem Herkunftsland nach New York City gewesen. Soziale Mobilität wird beeinflusst von äußeren Faktoren des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Umfelds in New York City. Andererseits wird soziale Mobilität durch Werte beeinflusst, die durch die Familie vermittelt werden. Der soziale Aufstieg hängt also von den Einflussfaktoren auf die Identitätsbildung der Hauptfiguren ab.

Die Integrationsforscher Reinprecht/Weiss, die sich auch eingehend mit dem sozialen Aufstieg von MigrantInnen befassen, nehmen an, dass der soziale Aufstieg von der Integration in die Zielgesellschaft abhängig ist. Das bedeutet, dass von einem direkten Einfluss des Grades der Integration auf die soziale Mobilität ausgegangen wird: Je mehr eine Person integriert ist, desto höher sind die Chancen für den sozialen Aufstieg (Reinprecht/Weiss 2011: 23). Im untersuchten Material wird soziale Mobilität lediglich als sozialer Aufstieg beschrieben und nicht als sozialer Abstieg. Auf die Klärung der Frage, warum im untersuchten Material alle Hauptfiguren der 2. Generation sozial aufsteigen, soll im Verlauf dieses Kapitels näher eingegangen werden.

Der soziale Aufstieg ist auf Basis des untersuchten Materials vor allem das Resultat des Einflusses durch die Familie, denn die durch die Eltern vermittelten Werte werden in den untersuchten Werken von allen Hauptfiguren der 2. Generation umgesetzt. Daneben gibt es zwei weitere Faktoren, die in den untersuchten Quellen fast immer vorkommen und die ebenso mitverantwortlich sind für das Erreichen des sozialen Aufstiegs der Hauptfiguren der 2. Generation, weswegen ich diese zwei Faktoren in aller Kürze erläutern werde.

Neben den bereits in Teil I diskutierten „core values“ sind zwei weitere Faktoren entscheidend, wonach alle Hauptfiguren in den untersuchten Werken den sozialen Aufstieg erreichen. Beide stehen mit dem Engagement der Eltern (der 1. Generation) in Zusammenhang. Erstens arbeiten

die MigrantInnen der 1. Generation hart, um das Ziel des sozialen Aufstiegs für eine bessere Zukunft ihrer Kinder zu erreichen und versuchen, ihre Kinder finanziell und materiell zu unterstützen, damit diese einen guten Schulabschluss erreichen und eine Universität besuchen können. Ein Textbeispiel dazu aus Marshalls Roman zeigt, wie die Mutter der Hauptfigur der 2. Generation einer Freundin von ihrem aufopfernden Arbeitsleben berichtet: „‘That girl never knew how I ashamed and hubled myself so she could have those lessons!’“ (Marshall 2000: 166). In einem weiteren Textbeispiel aus Danticats Roman erklärt der Vater seinem Sohn, wie es der Familie überhaupt möglich war, es zu etwas gebracht zu haben:

„‘It takes more than a happy heart to eat and have a roof over your head in this country,’ Papa said. ‘If anything it takes a lot of unhappiness to do that.’ Moy couldn’t take any more. He changed into his running clothes and left.“ (Danticat 2002: 133)

Zweitens wird der soziale Aufstieg durch die Elterngeneration maßgeblich dadurch beeinflusst, dass die Eltern ihr Möglichstes geben, nicht in segregierten Stadtteilen zu leben, wo die Schulen einen viel schlechteren Ruf besitzen als in anderen Bezirken. Um den Kindern eine bessere Bildung zu ermöglichen, ist daher oft ein Umzug in eine bessere Gegend innerhalb New York Citys nötig. In Alvarez’ und Mohrs Roman beschreiben die Ich-Erzählerinnen der 2. Generation, wie solche Entscheidungen der Eltern Einfluss auf ihr Leben nehmen:

„Only a month ago, they had moved out of the city to a neighborhood on Long Island so that the girls could have a yard to play in, so Mami said. [...] The public school was a mere two blocks beyond the Catholic school, but Laura García would not hear of it. Public schools, she had learned from other Catholic parents, were where juvenile delinquents went [...].“ (Alvarez 1991: 152f)

„My parents felt that we needed a bigger apartment in a better neighborhood. ‘Better schools are in better neighborhoods,’ they reasoned. [...]. School was better in the Bronx. There were fewer students in a classroom, and the corridors were not as noisy as my old school. But things remained more or less the same for me until I reached sixth grade. Finally, I encountered one of the few good teachers in my school experience.“ (Mohr 1994: 76)

Die Hauptgründe für das Erreichen des sozialen Aufstieges in den untersuchten Werken ist somit neben der persönlichen Aufopferung der Eltern der Hauptfiguren der 2. Generation durch harte Arbeit die Flucht der Familie vor Segregation und schlechten Schulen in bessere Stadtteile. Der Verbleib in diesen Bezirken und der Besuch einer schlechten Schule führt in vielen Fällen im Erwachsenenalter dazu, dass die 2. Generation nicht aufsteigt und in den segregierten Vierteln in Armut verbleibt. In diesen Fällen muss von einer *downward mobility*, einem sozialen Abstieg, gesprochen werden. Um Formen der Segregation und persistierender Armut zu entgehen und um den Kindern eine bessere Schulbildung bieten zu können, ziehen viele Familien, wenn es ihnen finanziell möglich ist, in bessere Viertel der Stadt, da das Problem der schlechten Schulbildung meistens an den öffentlichen Schulen (public schools) liegt.

Nun werde ich exemplarisch skizzieren, wie der soziale Aufstieg in den untersuchten Werken dargestellt wird. Der soziale Aufstieg der Hauptfiguren der 2. Generation, dessen Erreichen und dessen Wert für das Leben der Figuren wird in allen untersuchten Werken dargestellt. Dabei können drei Formen des sozialen Aufstiegs ausgemacht werden. Erstens wird der soziale Aufstieg beschrieben, indem auf das Erreichen materiellen Wohlstands hingewiesen wird. Diese Darstellungsform vom sozialen Aufstieg ist in allen untersuchten Texten zu finden und ist innerhalb der Werke ein immer wiederkehrendes, in manchen Fällen täglich verarbeitetes, Thema im Leben der Hauptfiguren der 2. Generation. Unter anderem wird der materielle Wohlstand betont, indem darauf hingewiesen wird, dass man in einem reicheren Vorort (Suburb) wohnt. Im folgenden Zitat aus Marshalls Roman ist dies der Fall. Die wohlhabende Familie wohnt in einem wohlhabenderen Vorort auf Long Island. Die Erzählerfigur redet mit Sonny Jr., der Hauptfigur der 2. Generation, über dessen Besuch bei seinem wohlhabenden Onkel und dessen Familie:

„‘My cousin in Long Island has her own camera,’ he said. [...] ‘Oh so you went visiting out on the island. I bet big-shot Mr. Payne is out there living like white folks. Course you wouldn’t want to ask how he got the money.’“ (Marshall 2000: 166f)

Eigentlich geht es der Familie darum, dass Sonny Jr. mit der Familie des reichen Onkels leben soll, da diese ihm ein besseres Leben bieten kann. Der Onkel versucht im folgenden Zitat die Ziehmutter davon zu überzeugen, denn der Wohlstand der Familie wird so dem Kind wiederum einen sozialen Aufstieg ermöglichen:

„All I’m concerend about, and you should be too, is what’s best for sonny. And you know, even if you won’t admit it, that he’d be have more of a chance here [...] at least I have the means to make things easier for him and to protect him as much as that’s possible.“ (Marshall 2000: 215ff)

Zweitens wird der soziale Aufstieg auch in Form von seiner letztendlichen Erfüllung dargestellt. So erzählt etwa eine Hauptfigur der 2. Generation, wie sie Erfolge mit ihrer künstlerischen Tätigkeit feiern konnte. Derartige Darstellungen sind in 6 der 11 untersuchten Werke beschrieben und stellen so die häufigste Form von sozialem Aufstieg innerhalb der ausgewerteten Texte dar. Die Erzählerfigur, die Mutter der Hauptfigur der 2. Generation Everett Carlyle, berichtet im folgenden Beispiel aus Marshalls Roman, wie dem verstorbenen Everett bereits als Kind attestiert wurde, als Pianist würde er eines Tages den großen Erfolg feiern, und wie dies später auch tatsächlich genauso eintrat. Everett spielt in seiner Karriere in großen Konzerthäusern wie der „Carnegie Hall“ in New York City:

„[...] Mr. Cox uses to say that with the right training we would one day see Everett Carlyle in a swallowtail coat playing in Carnegie Hall. That he had the gift. That’s what Mr. Cox, God rest him in his grave, uses to say all the time. [...] When I sit here and close my eyes I can see him clear as day in the white people big Carnegie Hall playing their music better than them.“ (Marshall 2000: 173)

Schließlich gibt es innerhalb der untersuchten Quellen Darstellungen vom sozialen Aufstieg, die eine berufliche Karriere der Hauptfigur der 2. Generation veranschaulichen. Diese Darstellungsform von sozialem Aufstieg wird in 5 der untersuchten 11 Werke beschrieben. So auch in dem Beispiel aus Medinas Roman: der Hauptfigur Antón stehen nach dem erfolgreichen Abschluss der Universität alle Türen offen und so gönnt er sich den Luxus, viele verschiedene Jobs einmal auszuprobieren. Am Ende entscheidet sich Antón für eine Karriere als College-Professor:

„In the seven years following his college graduation, Antón had wafted through sixteen jobs, but none had to do with the earth. He had worked as a truck driver, a journalist, a security guard. He had driven cars cross-country, sold encyclopedias to Marine recruits and worthless building lots in the Everglades to retirees. [...] and finally his job at a college, teaching composition, [...].“ (Medina 1997: 206f)

Alle drei angesprochenen Formen vom sozialen Aufstieg sind im untersuchten Textkorpus überdurchschnittlich oft zu finden. Die wohl auffälligste Erkenntnis aus den Darstellungen des sozialen Aufstiegs ist, dass der soziale Aufstieg sehr oft mit „Weiß-Sein“ bzw. „weiß agieren“ gleichgesetzt wird. Auch Portes/Rumbaut sehen einen Zusammenhang mit akademischem Erfolg: „To strive for academic achievement is to act ‘white’, [...]“ (Portes/Rumbaut 1996: 249). Portes/Rumbauts Aussage kann ebenso auf den außerakademischen Raum erweitert werden, sodass die Bemühung um Erfolg bedeutet „to act white“. So überrascht es wenig, dass die Erzählerin im zweiten Zitat aus Marshalls Roman das Erreichen von Ruhm mit der Partizipation an „der weißen Welt“ gleichsetzt: „the white people big Carnegie Hall“ (Marshall 2000: 173). Ebenso betont die Erzählerin im ersten Zitat aus Marshalls Roman, dass die Familie, welche die Hauptfigur der 2. Generation besucht hat, „wie die Weißen“ lebt: „like white folks“, weil sie wohlhabend sind und in einem reicheren Vorort auf Long Island wohnen.

Im Gegensatz dazu werden im Zitat aus Medinas Roman derartige Vergleiche nicht beschrieben. Die Hauptfigur der 2. Generation Antón wird hier durch andere Figuren im Roman als „weiß“ beschrieben. Insgesamt lässt sich damit sagen, dass Prozesse des sozialen Aufstieges und dabei vor allem, was sozialer Aufstieg für die Hauptfiguren der 2. Generation bedeutet, nach wie vor stark von rassistischen Denkkonzepten geprägt ist, da der soziale Erfolg sehr häufig mit Vorstellungen von „Weiß-Sein“ und „Nicht-Weiß-Sein“ in enger Beziehung steht.

Jetzt soll in einem 2. Schritt näher darauf eingegangen werden, inwieweit mit Integrationstheorien erklärt werden kann, wieso die Hauptfiguren der 2. Generation alle den sozialen Aufstieg erreichen und was das Konzept der Hybridität zur Beantwortung dieser Frage beitragen kann. Ich werde im Folgenden zunächst jene von mir ausgewählten Integrationstheorien vorstellen und überprüfen, wie auf Basis dieser theoretischen Ansätze die

Hauptfiguren der 2. Generation integriert sind, bevor ich auf die Frage, warum alle Hauptfiguren der 2. Generation aufgestiegen sind, eingehen kann.

Binder/Reimers skizzieren ältere Konzepte von Integration, denen zufolge davon ausgegangen wird, dass eine vollständige Integration in „die“ Mainstream-Gesellschaft der USA der einzige Weg sei zum sozialen Aufstieg. Als Ziel der Integration in die US-Mainstream-Gesellschaft gilt darin der soziale Aufstieg der 2. Generation in die Mittelschichten. (Binder/Reimers 1995: 47). Für die letzten Jahrzehnte wird aber eine differenziertere Situation festgestellt:

„Assimilation outcomes have become *segmented* as a consequence of the interaction between the social context in which children of immigrants grow up at present and the acculturation patterns [...]“ (Portes/Rumbaut 1996: 247f)

Deswegen wird heute in der Integrationsforschung immer öfter von verschiedenen Szenarien der Integration ausgegangen. Ich folge hier teils Portes/Rumbaut (1995) und Reinprecht/Weiss (2011). Portes/Rumbaut sehen, dass die Integration auch bei der 2. Generation kein „straight-line movement“ darstellt, sondern vielmehr:

„Children gradually leave foreign languages and identities behind, embrace American culture, and claim and gain their rightful place in the social mainstream. As we will see, this straight-line vision fits present experience only partially.“ (Portes/Rumbaut 1996: 233)

Im Konzept von Reinprecht/Weiss wird in ähnlicher Weise wie bei Portes/Rumbaut davon ausgegangen, dass nicht nur eine völlige Integration zum sozialen Aufstieg führt. Integration findet im Konzept nach Reinprecht/Weiss in mehreren Dimensionen gleichzeitig statt, im Unterschied zu alten Modellen der stufenförmigen Assimilation. Die Autoren stützen ihre theoretischen Herangehensweisen zu Integration auf Esser (Esser in Reinprecht/Weiss 2011: 24). Für diesen spielt sich Integration in 4 Dimensionen ab: Erstens *kognitive Integration* durch etwa die Beherrschung der Sprache. Zweitens die *strukturelle Integration*, die sich vor allem am Arbeitsmarkt, aber auch im Wohnbereich und der Gesundheit erkennbar macht. Drittens gibt es die *soziale Integration* durch Kontakte zur Umwelt oder „interethnische Beziehungen“ sowie viertens die *identifikatorische Integration*, welche durch die Identifizierung mit dem Aufnahmeland und dessen Normen und Werten ausgedrückt wird. Als den zentralen Integrationsmechanismus für den sozialen Aufstieg bezeichnen Reinprecht/Weiss die „Teilhabe am Arbeitsmarkt“. Schließlich resümieren die Autoren, dass eine Integration nicht in allen Bereichen nötig ist, um sozialen Aufstieg zu erreichen, sondern eine *partielle Integration* ebenfalls zu diesem Ziel führen kann. So ist es möglich, dass eine partielle Integration - vor allem in den Bereichen kognitiver und struktureller Integration - ausreichend sein *kann*, um sozial aufzusteigen (Reinprecht/Weiss 2011: 24, 26).

Am Ende der Handlung kann daher für den Integrationsstatus der Hauptfiguren Folgendes festgestellt werden: Alle Hauptfiguren der 2. Generation im untersuchten Material sind kognitiv und sozial integriert, da sie die englische Sprache sprechen und in das „interethnische“ soziale Umfeld integriert sind, daher Freunde und Bekannte aus diversen „Gruppen“ besitzen. Durch die Teilhabe am Wohnungs- und Arbeitsmarkt (zumindest gegen Ende der Handlung innerhalb der Texte) sind sie auch strukturell integriert, was somit zeigt, dass die Figuren es geschafft haben, den segregierten Situationen, in denen viele in ihrer Kindheit und Jugend lebten (siehe weiter oben: das Engagement der Eltern, nicht in segregierten Vierteln wohnen zu müssen), auch *dauerhaft* zu entfliehen. Ihre identifikatorische Integration dagegen beruht auf Einflüssen sowohl aus dem Herkunftsland der Elterngeneration *als auch* aus dem Wohnort in New York City.

Damit sind alle Hauptfiguren der 2. Generation dem Ansatz von Reinprecht/Weiss folgend partiell integriert. Dies drückt sich durch eine kognitive und soziale sowie eine (weitgehende) strukturelle Integration einerseits und eine identifikatorische Teil-Integration andererseits aus.

Dem Ansatz der partiellen Integration nach Reinprecht/Weiss zufolge *kann* für die Hauptfiguren der 2. Generation der soziale Aufstieg möglich sein. Damit wird aber noch nicht zur Genüge erklärt, wieso tatsächlich auch *alle* Hauptfiguren der 2. Generation sozial aufsteigen. Auch Reinprecht/Weiss gehen davon aus, je mehr und vollständiger die MigrantInnen integriert sind, desto höher stehen die Chancen für ihren sozialen Aufstieg (Reinprecht/Weiss 2011: 23).

Ausgehend von Bhabhas Konzept der Hybridität, wonach eine Vermischung von Traditionslinien bzw. Signifikationsketten zwischen zumeist Elementen aus den Kulturen der MigrantInnen und des Residenzlandes gemeint ist, und die zur Entstehung von Identitäten in einen Zwischenraum (in-between) führen, zeigt die Identifikation der Hauptfiguren der 2. Generation mit Elementen sowohl aus dem Herkunftsland der Elterngeneration, als auch aus dem Residenzland, dem Wohnort New York City, dass die Hauptfiguren hybride Identitäten besitzen (Bhabha in Bronfen/Marius 1997: 14; Burtscher-Bechter 2004: 282ff).

Es sind diese hybriden Identitäten der Hauptfiguren der 2. Generation zwischen Elementen aus dem Herkunftsland der Elterngeneration und aus dem Residenzland, welche die weiter oben dargelegte partielle Integration mit identifikatorischer Teil-Integration der Hauptfiguren der 2. Generation bedingen.

Der Schlüsselfaktor liegt in der Bewertung der partiellen Integration als der schwierigere Weg zum sozialen Aufstieg im Unterschied zu einer vollständigen Integration, bei der eine viel höhere Aufstiegschance gesehen wird (Reinprecht/Weiss 2011: 23). Dabei wird nämlich außer Acht

gelassen, dass die hybriden Identitäten der Hauptfiguren der 2. Generation unter anderem durch bestimmte Einflüsse der Familie – vor allem den „core values“ und den transnationalen sozialen Verbindungen – entstehen. Und wie weiter oben dargelegt, ist es gerade dieser familiäre Einfluss, der das Streben der Hauptfiguren der 2. Generation nach dem sozialen Aufstieg eindeutig motiviert.

Das Konzept der Hybridität ist demnach notwendig, um zu erklären, warum alle Hauptfiguren sozial aufsteigen: Da die Hauptfiguren der 2. Generation hybride Identitäten besitzen, was sich in der partiellen Integration der Hauptfiguren ausdrückt, kommt es bei diesen MigrantInnen zu einem sozialen Aufstieg.

Conclusio

Die MigrantInnen aus dem karibischen Raum in New York City besitzen in der 2. Generation eine hybride Form von Identität, welche aus Elementen sowohl aus dem Herkunftsland der Elterngeneration, als auch aus dem Residenzland, dem Wohnort New York City, bestehen. Dies zeigte sich kontinuierlich über den gesamten Verlauf der Untersuchungen.

Im ersten Teil der Arbeit wurde untersucht, welche die entscheidenden Einflussfaktoren für die Identitätsbildung der 2. Generation sind und wie diese Faktoren auf die Identitätsbildung einwirken. Der Einflussfaktor Familie steht dabei zum einen im Zusammenhang mit einer Identifizierung der 2. Generation mit „Blackness“ oder „Latinidad“ und andererseits übt die Familie über „Core Values“ Einfluss aus. Der familiäre Einfluss darauf, wie sich die 2. Generation mit „Blackness“ oder „Latinidad“ identifiziert, wird um ein Vielfaches häufiger von jenen Figuren verhandelt, die sich mit „Latinidad“ identifizieren, als jene, die sich mit „Blackness“ identifizieren. Zudem sind Unterschiede zwischen der 1. und 2. Generation in der Wahrnehmung von „Blackness“ und „Latinidad“ offensichtlich geworden, die vor allem durch unterschiedliche Vorstellungen von der Kategorie „race“ sowie von Geschlechterrollen bedingt sind.

Der Einflussfaktor Rassismus steht in den untersuchten Quellen mit der essentialistischen Wahrnehmung von „Blackness“ bzw. „Latinidad“ als eine Eigenschaft der Figuren in Zusammenhang. Dabei hat sich gezeigt, dass Figuren, bei denen „Blackness“ als eine Eigenschaft wahrgenommen wird, nach wie vor in einem weit größeren Umfang von Rassismus betroffen sind als Figuren, bei denen „Latinidad“ als eine Eigenschaft wahrgenommen wird. Wenngleich rassistische Praktiken quantitativ in den letzten Jahrzehnten seit dem *Civil Right Movement* zurückgegangen ist, zeigt sich auch hier der anhaltend große Einfluss der Kategorie „race“ im sozialen Leben in den USA.

Der letzte untersuchte Einflussfaktor auf die Identitätsbildung der 2. Generation ist der Einfluss transnationaler Verbindungen. Die durch Prozesse der Globalisierung noch verstärkten Transnationalismusprozesse haben die Art und Weise des Kontaktes mit dem Herkunftsland der Elterngeneration verändert: Die 2. Generation verbringt in vielen Fällen einen gewissen Zeitabschnitt ihrer Kindheit und Jugend im Herkunftsland der Eltern. Auch im Erwachsenenalter reißen diese sozialen transnationalen Kontakte meist nicht ab. So wird die Identitätsbildung der 2. Generation vor allem durch soziale transnationale Verbindungen beeinflusst, wohingegen wirtschaftliche und politische transnationale Verbindungen einen sehr geringen Einfluss auf die

2. Generation ausüben. Dieser Einfluss der transnationalen Verbindungen ist dabei unabhängig vom elterlichen Herkunftsland bei allen Hauptfiguren der 2. Generation zu beobachten.

Im zweiten Teil der Analyse wurde untersucht, welche Folgen sich aus dem Prozess der Identitätsbildung für die Hauptfiguren der 2. Generation ergeben. Das erste untersuchte Ergebnis ist die Selbstzuschreibung mit Bezeichnungen, die „Blackness“ oder „Latinidad“ ausdrücken. Dabei hat sich vor allem gezeigt, dass Bezeichnungen, die „Blackness“ ausdrücken sehr selten als Selbstzuschreibung verwendet werden. Sie sind meist Fremdzuschreibungen. Dies ist vor allem deswegen so auffällig, da Bezeichnungen, die „Latinidad“ ausdrücken, sehr häufig als Selbstzuschreibungen verwendet wurden. Neben dem Einfluss der Familie durch deren in den Herkunftsländern geprägte Vorstellung von „Blackness“ ist dafür vor allem der Einfluss durch Rassismus verantwortlich. Daneben hat sich auch gezeigt, dass die Figuren der 2. Generation fast immer nur entweder eine Bezeichnung, die „Latinidad“ ausdrückt oder eine Bezeichnung, die „Blackness“ ausdrückt, als Selbstzuschreibung verwenden.

Ein weiteres Resultat liegt in der Zugehörigkeit der 2. Generation sowohl zum Herkunfts- als auch zum Residenzland, was sich ausdrückt durch die Bezugnahme der 2. Generation auf kulturelle Ausdrucksformen aus dem Herkunfts- und Residenzland und die kontinuierliche Verwendung von zwei Sprachen, der Sprache des Residenzlandes, Englisch und der Muttersprache der Elterngeneration. Dabei ist gerade diese Kontinuität der Verwendung von zwei Sprachen sehr auffällig. Die Verwendung der zwei Sprachen der 2. Generation wird zusätzlich dadurch unterstützt, dass die Figuren der 2. Generation nicht nur beide Sprachen verwenden, sondern auch über die Bedeutung dieser Sprachenverwendung für ihr Leben und ihre Identität reflektieren. Neben dem familiären Einfluss auf diese Zugehörigkeit der 2. Generation zu Elementen aus Herkunfts- und Residenzland, sind vor allem die sozialen transnationalen Verbindungen ein entscheidender Einfluss. Durch den Kontakt mit dem Herkunftsland der Eltern wird etwa die Fähigkeit, die Muttersprache der Eltern zu sprechen, gewahrt sowie der Zugang zu kulturellen Ausdrucksformen aus dem Herkunftsland der Elterngeneration ermöglicht.

Schließlich hat sich der soziale Aufstieg als ein Resultat für die Figuren der 2. Generation herausgestellt. Zunächst ist das außerordentlich große Engagement der Elterngeneration im Kampf gegen strukturelle Nachteile (wie das Leben in segregierten Stadtteilen) aufgefallen, welches eine große Unterstützung auf dem Weg zum sozialen Aufstieg der 2. Generation war. Der entscheidende Einflussfaktor für den sozialen Aufstieg der Figuren sind die familiären „Core Values“, die maßgeblich dazu beigetragen haben, dass alle Figuren der 2. Generation den sozialen Aufstieg erreicht haben.

Wie eingangs erwähnt, hat sich im Verlauf dieser Arbeit gezeigt, dass die Identitäten der MigrantInnen der 2. Generation hybride Formen annehmen. In Bezug auf die untersuchten Resultate konnten unter Hinzunahme des Konzeptes der Hybridität weitere Aussagen über die Identitäten der 2. Generation gewonnen werden. Vom Konzept der Hybridität ausgehend, wonach eine Vermischung von Traditionslinien bzw. Signifikationsketten zumeist aus Elementen aus den Kulturen der MigrantInnen und des Residenzlandes gemeint ist und dies zur Entstehung von Identitäten in einem Zwischenraum („in-between“) führt, so zeigt sich, dass die Selbstzuschreibung mit Bezeichnungen, die „Blackness“ oder „Latinidad“ ausdrücken, jene Signifikationsketten verwischen. Die 2. Generation verwendet keine „abgeschlossene“ Identitätsform, die entweder aus dem Herkunftsland der Elterngeneration *oder* dem Residenzland stammt. Vielmehr verwendet die 2. Generation vor allem *hyphenated identities* als Selbstzuschreibung zur Verdeutlichung ihrer hybriden Identitäten, die überdies bereits im Namen eine Mehrfachzugehörigkeit ausdrücken (daher z.B. : *Hispanic American* bestehend aus „Hispanic“ und „American“).

Es bewies sich bei der Betrachtung der Resultate im Zusammenhang mit dem Konzept von Hybridität, dass die MigrantInnen der 2. Generation keine Eindeutigkeit in der Zugehörigkeit besitzen. Für die 1. Generation konnte bereits in älteren Studien festgestellt werden, dass sie „sich infolge von Migration mit dem Verlust der Eindeutigkeit der Zugehörigkeit arrangieren müssen“ und nun in einem „Dazwischen“ befinden. In der vorliegenden Arbeit konnte nun auch für die 2. Generation diese Arten von Identitäten festgestellt werden (Zamojski 2004: 8).

Im Fall des sozialen Aufstiegs ist durch Hinzunahme des Konzeptes von Hybridität deutlich geworden, dass die hybriden Identitäten der Hauptfiguren kein Hindernis für die 2. Generation darstellen, sozial aufzusteigen, wie das bis dato oft in der Integrationsforschung angenommen wurde, sondern im Gegenteil sogar förderlich für den sozialen Aufstieg ist. Bei den Figuren in den untersuchten Werken ist die Bezugnahme der 2. Generation auf identitätsbildende Elemente der Elterngeneration (v.a. „Core Values“) sehr hilfreich und das entscheidende Plus, das dazu führt, dass alle Figuren der 2. Generation aufsteigen.

Im Zuge der vorliegenden Untersuchungen konnten Unterschiede zwischen der 1. und der 2. Generation festgestellt werden. Der wesentliche Unterschied zwischen den Generationen liegt in einer unterschiedlichen Perspektive der einzelnen Personen auf deren Identität. Gorisch, eine Sozialwissenschaftlerin, hat derartige Perspektiven bei den karibischen MigrantInnen in Großbritannien untersucht, wobei sie sich im Speziellen auf karibische AutorInnen und deren schriftstellerische Arbeiten bezieht:

„For the earlier writers, the focus was primarily on the Caribbean. [...] The younger writers continue to deal with their Caribbean heritage but do so from a British perspective and with the desire to redefine the conceptions of Britishness from within.“ (Gorisch 2005: 69)

Für die vorliegende Forschungsarbeit können Gorischs Aussagen adaptiert werden: die 2. Generation karibischer MigrantInnen in New York City „bewertet“ zunächst das „Erbe“ (heritage) der 1. Generation, bevor Elemente daraus – *von ihrer New Yorker Perspektive aus* – für die eigene Identität verwendet werden. Auch im Fall der USA kann angenommen werden, dass die bestehende Vorstellung der Identitäten der US-amerikanischen Bevölkerung, also „conceptions of Americanness“, von innen heraus neu definiert werden.

Daneben kann ein weiterer Unterschied zwischen den Generationen festgestellt werden, denn die Existenz zwischen den identitätsbildenden Elementen des Herkunftslandes der Elterngeneration und des Residenzlandes ist bei der 2. Generation ein *bewussterer* und *kritischerer* Prozess als bei jenen der 1. Generation. So reflektiert die 2. Generation etwa ihre eigene Mehrsprachigkeit oder hinterfragt die rassistischen Denkkonzepte der Elterngeneration.

Die „race“ und „ethnischen“ Kategorien spielen – wie die Analysekategorien „Blackness“ und „Latinidad“ gezeigt haben - in den USA eine sehr große Rolle für die MigrantInnen der Karibik. Im Fall dieser Analysekategorien hat die vorliegende Untersuchung gezeigt, dass es im Gegensatz zur Selbstwahrnehmung für die Fremdwahrnehmung der Figuren immer wichtiger ist, ob „Blackness“ als eine Eigenschaft einer Figur wahrgenommen wird, als dass die unterschiedliche Herkunft der Hauptfiguren eine Rolle spiele. Zusätzlich sind jene Figuren, bei denen „Blackness“ als eine Eigenschaft wahrgenommen wird, um ein Vielfaches mehr von Rassismus betroffen als jene Menschen, bei denen „Latinidad“ als eine Eigenschaft wahrgenommen wird. Auch hier ist dies wieder unabhängig davon, aus welchem Herkunftsland der Karibik die Eltern stammen.

Die vorliegende Arbeit hat sich mit der 2. Generation von MigrantInnen befasst und dem Einfluss, welcher deren „Migrationshintergrund“ auf ihre Identitäten ausübt. In Zukunft, und mit der Entstehung weiterer Generationen, entwickeln sich die untersuchten Prozesse zu den Identitäten von MigrantInnen weiter. Für zukünftige Forschungsarbeiten wird es daher auch wichtig sein, zu überprüfen, ob (und in welchem Maße) Faktoren wie transnationale Verbindungen, Kategorien wie „race“ und „Ethnizität“ und Prozesse, die mit sozialem Aufstieg in Zusammenhang stehen, auch bei der 3. und gar 4. Generation die Identitäten beeinflussen.

Des Weiteren wird es von Interesse sein, zu untersuchen, ob sich die im Rahmen dieser Forschungsarbeit untersuchten Phänomene, auch in anderen Quellenarten – Interviews,

Umfragen usw. – bzw. in anderen literarischen Werken, die weniger auto-biographische Züge aufweisen, gleichermaßen bestätigen lassen.

Bibliographie

Primärquellen

- Alvarez, Julia: *How the García Girls Lost their Accents*. London: Bloomsbury. 1991.
- Cliff, Michelle: *The Store of a Million Items*. Boston/New York: Houghton Mifflin Company. 1998.
- Danticat, Edwidge: *Breath, Eyes, Memory*. New York: Vintage Books. 1994.
- Danticat, Edwidge: *Behind the Mountains*. New York: Orchard Books. 2002.
- García, Cristina: *Dreaming in Cuban*. New York: Ballantine Books. 1992.
- Marshall, Paule: *The Fischer King*. New York [u.a.]: Scribner. 2000.
- Medina, Pablo: *The Marks of Birth*. New York: Farrar Straus and Giroux. 1994.
- Mohr, Nicolasa: *Growing Up Inside the Sanctuary of My Imagination*. New York: Julian Messner. 1994.
- Mohr, Nicolasa: *A Matter of Pride and Other Stories*. Houston: Arte Público Press. 1997.
- Santiago, Esmeralda: *When I was Puerto Rican*. New York: Vintage Books. 1993.
- Vega Yunque, Edgardo: *No Matter How Much You Promise to Cook or Pay the Rent You Blew It Cause Bill Bailey Ain't Never Coming Home Again*. New York: Picador. 2004.

Sekundärquellen

- Abu-Lughod, Janet L.: *New York, Chicago, Los Angeles: America's Global Cities*. Minneapolis [u.a.]: University of Minnesota Press. 1999.
- Aggarwal, Reena et al: *Do remittances promote financial development?* In: *Journal of Development Economics*, Vol. 96, Nr. 2, 2011, 255-264.
- Basch, Linda: *The Vincentians and Grenadians: The Role of Voluntary Associations in Immigrant Adaptation to New York City*. In: Foner, Nancy (Hrsg.): *New Immigrants in New York*. New York, NY: Columbia University Press. 1987. 159-194.

Basch, Linda: Transnational Social Relations and the Politics of National Identity: An Eastern Caribbean Case Study. In: Foner, Nancy (Hrsg.): Islands in the City. West Indian Migration to New York. Berkeley, Los Angeles: University of California Press. 2001. 117-141.

Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2004.

Berman, Marshall: The Lonely Crowd: New York nach dem Krieg. In: Burns, Ric/ Sanders, James: New York. Die illustrierte Geschichte von 1609 bis Heute. München: Frederik & Thaler Verlag. 2002. 636-541.

Berrol, Selma Cantor: The Empire City: New York and its People, 1624- 1996. Westport [u.a.]: Praeger. 2000.

Binder, Frederik M./ Reimers, David M.: All the Nations Under Heaven. An Ethnic and Racial History of New York City. New York: Colombia University Press. 1995. (The Columbia History of Urban Life)

Bottero, Wendy: Class Identities and the Identity of Class. In: Sociology, Vol. 38, Nr. 5, 2004, 985-1003.

Bronfen, Elisabeth/ Marius, Benjamin: Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. In: Bronfen, Elisabeth/ Marius, Benjamin/ Steffen, Therese (Hrsg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg Verlag. 1997. 1-30. (Stauffenburg Discussion, 4)

Bronfen, Elisabeth/ Marius, Benjamin/ Steffen, Therese (Hrsg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg Verlag. 1997. (Stauffenburg Discussion, 4)

Brereton, Bridget (Hrsg.): General History of the Caribbean. Bd. V: The Caribbean in the Twentieth Century. Paris, London, Oxford: UNECSO Publishing/ Maxmillan Caribbean. 2004.

Breuer, Franz: Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2009.

Brubaker Rogers et al: Beyond „identity“. In: Theory and Society, Vol. 29, 2000, 1-47.

Bryan, Anthony T.: Caribbean international relations at the turn of the century. In: Brereton, Bridget (Hrsg.): General History of the Caribbean. Bd. V: The Caribbean in the Twentieth Century. Paris, London, Oxford: UNECSO Publishing/ Maxmillan Caribbean. 2004. 369-400.

Buchanan Stafford, Susan: The Haitians: The Cultural Meaning of Race and Ethnicity. In: Foner, Nancy (Hrsg.): New Immigrants in New York. New York, NY: Columbia University Press. 1987. 131-158.

Bude, Heinz: Qualitative Generationsforschung. In: Flick, Uwe (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag. 2009. 187-193. (Rowohlt's Enzyklopädie, 55628)

Burns, Ric/ Sanders, James: New York. Die illustrierte Geschichte von 1609 bis Heute. München: Frederik & Thaler Verlag. 2002.

Burtscher-Bechter, Beate: Diskursanalytisch-kontextuelle Theorien. Postkoloniale Literaturtheorien – Historische Bezüge, Begriffserklärung und Aufgabengebiete. In: Sendl, Martin (Hrsg.): Einführung in die Literaturtheorie. Wien: WUV. 2004. 257-288.

Cassa, Roberto: The economic development of the Caribbean from 1880 to 1930. In: Brereton, Bridget (Hrsg.): General History of the Caribbean. Bd. V: The Caribbean in the Twentieth Century. Paris, London, Oxford: UNECSO Publishing/ Maxmillan Caribbean. 2004. 7-41.

Cohen, Robin: Migration and its Enemies. Global Capital, Migrant Labour and the Nation-State. Aldershot, Burlington, VT: Ashgate. 2006. (Research in Migration and Ethnic Relations Series)

Cohen, Robin: Global Diasporas. London, New York: Routledge. 2008.

Davis, David Brion: Constructing Race: A Reflection. In: The William and Mary Quarterly, Vol. 54, Nr. 1, 1997, 7-18.

Cyba, Eva: Patriarchat: Wandel und Aktualität. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2004. 15-21.

Díaz-Briquets, Sergio (Hrsg.): Migration, Remittances, and Small Business Development: Mexico and Caribbean Basin Countries. Boulder [u.a.]: Westview Press. 1991. (Series on Development and International Migration in Mexico, Central America, and the Caribbean Basin, 4)

Díaz-Briquets, Sergio/ Weintraub, Sidney: Series Preface. In: Díaz-Briquets, Sergio (Hrsg.): *Migratoin, Remittances, and Small Business Development: Mexico and Caribbean Basin Countries*. Boulder [u.a.]: Westview Press. 1991. ix-xxiii. (Series on Development and International Migration in Mexico, Central America, and the Caribbean Basin, 4)

Díaz-Briquets, Sergio/ Weintraub, Sidney: Introduction. In: Díaz-Briquets, Sergio (Hrsg.): *Migratoin, Remittances, and Small Business Development: Mexico and Caribbean Basin Countries*. Boulder [u.a.]: Westview Press. 1991. 1-10. (Series on Development and International Migration in Mexico, Central America, and the Caribbean Basin, 4)

Fainstein, Norman I.: Transformation im industriellen New York: Politik, Gesellschaft und Ökonomie 1880-1973. In: Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (Hrsg.): *New York. Strukturen einer Metropole*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Edition Suhrkamp 1798, Neue Folge Bd. 798. 1993. 27-50.

Fainstein, Susann S.: Stadtpolitik in New York – wem gehört die Stadt? In: Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (Hrsg.): *New York. Strukturen einer Metropole*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Edition Suhrkamp 1798, Neue Folge Bd. 798. 1993. 51-70.

Fassmann, Heinz (Hrsg.): *Migrations- und Integrationsforschung. Multidisziplinäre Perspektiven: Ein Reader*. Göttingen: V&R Unipress, Vienna University Press. 2011. (Migrations- und Integrationsforschung, 1)

Flick, Uwe (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag. 2009. (Rowohlts Enzyklopädie, 55628)

Foner, Nancy (Hrsg.): *New Immigrants in New York*. New York, NY: Columbia University Press. 1987.

Foner, Nancy: Introduction: New Immigrants and Changing Patterns in New York City. In: Foner, Nancy (Hrsg.): *New Immigrants in New York*. New York, NY: Columbia University Press. 1987. 1-34.

Foner, Nancy: The Jamaicans: Race and Ethnicity Among Migrants in New York City. In: Foner, Nancy (Hrsg.): *New Immigrants in New York*. New York, NY: Columbia University Press. 1987. 195-218.

Foner, Nancy (Hrsg.): *Islands in the City. West Indian Migration to New York*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press. 2001.

Foner, Nancy: Introduction. West Indian Migration to New York: An Overview. In: Foner, Nancy (Hrsg.): Islands in the City. West Indian Migration to New York. Berkeley, Los Angeles: University of California Press. 2001. 1-22.

Gaztamide-Géigel, Antonio: The forces of regional co-operation, 1942-97. In: Brereton, Bridget (Hrsg.): General History of the Caribbean. Bd. V: The Caribbean in the Twentieth Century. Paris, London, Oxford: UNECSO Publishing/ Maxmillan Caribbean. 2004. 346-368.

Gewecke, Frauke: Die Karibik. Zur Geschichte, Politik und Kultur einer Region. Frankfurt a.M.: Vervuert Verlag. 2007.

Glaser, Barney G./ Strauss, Anselm L.: Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Verlag Hans Huber. 2005.

Gohrlich, Jana: Caribbean Literature II: Themes and Narratives. In: Stierstorfer, Klaus (Hrsg.): Reading the Caribbean: Approaches to Anglophone Caribbean Literature and Culture. Heidelberg: Universitätsverlag Winter. 2005. 51-72. (anglistik & englischunterricht, 67)

Gomes, Bea/ Schicho, Walter/ Sonderegger, Arno (Hg.): Rassismus. Beiträge zu einem vielgesichtigen Phänomen. Wien: Mandelbaum Verlag. 2008.

Hall, Stuart: Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg: Argument-Verlag. 2002. (Ausgewählte Schriften Stuart Hall, 2)

Hausberger, Bernd/ Pfeisinger, Gerhard (Hrsg.): Die Karibik. Geschichte und Gesellschaft 1492-2000. Wien: Promedia. 2005.

Hausberger, Bernd/ Pfeisinger, Gerhard: Die Karibik. Eine Einleitung. In: Hausberger, Bernd/ Pfeisinger, Gerhard (Hrsg.): Die Karibik. Geschichte und Gesellschaft 1492-2000. Wien: Promedia. 2005. 11-18.

Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (Hrsg.): New York. Strukturen einer Metropole. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Edition Suhrkamp 1798, Neue Folge Bd. 798. 1993.

Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter: Lernen von New York? In: Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (Hrsg.): New York. Strukturen einer Metropole. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Edition Suhrkamp 1798, Neue Folge Bd. 798. 1993. 7-26.

Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter: Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt a. M. [u.a.]: Campus Verlag. 2004.

Hofmann, Michael: Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag. 2006. (UTB Literaturwissenschaften, 2839)

Holt, Thomas C.: The Problem of Race in the Twenty-first Century. Cambridge/ London: Harvard University Press. 2000.

Hutnyk, John: Hybridity. In: Ethnic and Racial Studies, Vol. 28, Nr. 1, 2005, 79-102.

Iglesias García, Fe: Demographic and social structural changes in the contemporary Caribbean. In: Brereton, Bridget (Hrsg.): General History of the Caribbean. Bd. V: The Caribbean in the Twentieth Century. Paris, London, Oxford: UNECSO Publishing/ Maxmillan Caribbean. 2004. 401-433.

Knight, Franklin W.: The Caribbean in the 1930s. In: Brereton, Bridget (Hrsg.): General History of the Caribbean. Bd. V: The Caribbean in the Twentieth Century. Paris, London, Oxford: UNECSO Publishing/ Maxmillan Caribbean. 2004. 42-81.

Jackson, Kenneth T.: Crabgrass Frontier. The Suburbanization of the United States. New York, Oxford: Oxford University Press. 1985.

Kasinitz, Philip et al: Transnationalism and the Children of Immigrants in Contemporary New York. In: Levitt, Peggy (Hrsg.): The Changing Face of Home. Transnational Lives of the Second Generation. New York: Russell Sage Foundation. 2002. 96-122.

Kraler, Albert: Zur Einführung: Migration und Globalgeschichte. In: Kraler, Albert et al (Hrsg.): Migrationen. Globale Entwicklungen seit 1850. Wien: Mandelbaum Verlag. 2007. (Globalgeschichte und Entwicklungspolitik, 6)

Kraly, Ellen Percy: U.S. Immigration Policy and the Immigrant Populations of New York City. In: Foner, Nancy (Hrsg.): New Immigrants in New York. New York, NY: Columbia University Press. 1987. 35-78.

Kröhnert, Steffen: Migration – Eine Einführung. In: Online Handbuch zum Thema Bevölkerung. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung. 2007.
http://www.google.at/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=2&ved=0CCoQFjAB&url=http%3A%2F%2Fwww.berlin-institut.org%2Ffileadmin%2Fuser_upload%2Fhandbuch_texte%2Fpdf_Kroehnert_Migrationstheorien.pdf&ei=gYA-ULSiLsTLswah-oCACg&usg=AFQjCNEIfF6vD-1OtXybcIN4Gdv_6a_mXg (Zugriff 23.10.2011)

Laó-Montes, Agustín/ Dávila, Arlene (Hrsg.): Mambo Montage: The Latinization of New York. New York, Chichester, West Sussex: Columbia University Press. 2001.

Laó-Montes, Agustín: Introduction. Mambo Montage: The Latinization of New York City. In: Laó-Montes, Agustín/ Dávila, Arlene (Hrsg.): Mambo Montage: The Latinization of New York. New York, Chichester, West Sussex: Columbia University Press. 2001. 1-55.

Levitt, Peggy (Hrsg.): The Changing Face of Home. Transnational Lives of the Second Generation. New York: Russell Sage Foundation. 2002.

Levitt, Peggy/ Waters, Mary C.: Introduction. In: Levitt, Peggy (Hrsg.): The Changing Face of Home. Transnational Lives of the Second Generation. New York: Russell Sage Foundation. 2002. 1-32.

Lipsitz, George: The Possessive Investment in Whiteness. How White People Profit from Identity Politics. Philadelphia: Temple University Press. 1998.

Löw, Martina et al: Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opladen [u.a.]: Budrich. 2008. (UTB Soziologie, 8348)

Lopate, Phillip: Trauma, Apokalypse, Boom und die Folgen: New York City in den Jahren 1975 bis 2000. In: Burns, Ric/ Sanders, James: New York. Die illustrierte Geschichte von 1609 bis Heute. München: Frederik & Thaler Verlag. 2002. 542-547.

Maingot, Anthony P.: Political processes in the Caribbean, 1970s to 2000. In: Brereton, Bridget (Hrsg.): General History of the Caribbean. Bd. V: The Caribbean in the Twentieth Century. Paris, London, Oxford: UNECSO Publishing/ Maxmillan Caribbean. 2004. 312-345.

Massey, Douglas S./ Denton, Nancy A.: American Apartheid. Segregation and the Making of the Underclass. Cambridge, London: Harvard University Press. 1993.

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim, Basel: Beltz Verlag. 2007.

Miles, Robert: Bedeutungskonstitution und der Begriff des Rassismus. In: Rätzsch, Nora (Hg.): Theorien über Rassismus. Hamburg: Argument Verlag. 2000. 17-33. (Argument classics)

Millette, James: Decolonization, populist movements and the formation of new nations, 1945-70. In: Brereton, Bridget (Hrsg.): General History of the Caribbean. Bd. V: The Caribbean in the

Twentieth Century. Paris, London, Oxford: UNECSO Publishing/ Maxmillan Caribbean. 2004. 174-223.

Miller, Ron/ Miller, Rita Seiden/ Karp, Stephen: The Fourth Largest City in America – A Sociological History of Brooklyn. In: Miller, Rita Seiden (Hrsg.): Brooklyn USA. The Fourth Largest City in America. New York: Brooklyn College Press. 1979. 3-44. (Brooklyn College Studies on Society in Change, 7)

Miller, Rita Seiden (Hrsg.): Brooklyn USA. The Fourth Largest City in America. New York: Brooklyn College Press. 1979. (Brooklyn College Studies on Society in Change, 7)

Model, Suzanne: Where New York's West Indians Work. In: Foner, Nancy (Hrsg.): Islands in the City. West Indian Migration to New York. Berkeley, Los Angeles: University of California Press. 2001. 52-80.

Ortmayr, Norbert: Demographischer Wandel im karibischen Raum während des 19. Und 20. Jahrhunderts. In: Hausberger, Bernd/ Pfeisinger, Gerhard (Hrsg.): Die Karibik. Geschichte und Gesellschaft 1492-2000. Wien: Promedia. 2005.

Pantojas-García, Emilio P.: Economic Integration and Caribbean Identity: Convergence and Divergence. In: Caribbean Studies. Peer Reviewed Journal, Vol. 36, Nr. 1, 1998, 53-74.

Pérez-Stable, Marifeli: The Cuban Revolution and its impact on the Caribbean. In: Brereton, Bridget (Hrsg.): General History of the Caribbean. Bd. V: The Caribbean in the Twentieth Century. Paris, London, Oxford: UNECSO Publishing/ Maxmillan Caribbean. 2004. 282-311.

Pessar, Patricia R.: The Dominicans: Woman in the Household and the Garment Industry. In: Foner, Nancy (Hrsg.): New Immigrants in New York. New York, NY: Columbia University Press. 1987. 103-130.

Phillips, Joan/ Potter, Robert B.: 'Black skins-white masks': Postcolonial reflections on 'race', gender and second generation return to the Caribbean. In: Singapore Journal of Tropical Geography, Vol. 27, 2006, 309-325.

Potter, Robert B.: 'Young, gifted and back': second-generation transnational return migrants to the Caribbean. In: Progress in Development Studies, Vol. 5, Nr. 3, 2005, 213-236.

Quimby, Ernest: Bedford-Stuyvesant: The Making of a Ghetto. In: Miller, Rita Seiden (Hrsg.): Brooklyn USA. The Fourth Largest City in America. New York: Brooklyn College Press. 1979. 227-238. (Brooklyn College Studies on Society in Change, 7)

Rattansi, Ali: Racism. A very short introduction. Oxford: Oxford University Press. 2007.

Richardson, Bonham C.: The migration experience. In: Brereton, Bridget (Hrsg.): General History of the Caribbean. Bd. V: The Caribbean in the Twentieth Century. Paris, London, Oxford: UNECSO Publishing/ Maxmillan Caribbean. 2004. 434-464.

Portes, Alejandro/ Rumbaut, Rubén G.: Immigrant America. A Portrait. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press. 1996.

Reinprecht, Christoph/ Weiss, Hilde: Migration und Integration: Soziologische Perspektiven und Erklärungsansätze. In: Fassmann, Heinz (Hrsg.): Migrations- und Integrationsforschung. Multidisziplinäre Perspektiven: Ein Reader. Göttingen: V&R Unipress, Vienna University Press. 2011. 13-32. (Migrations- und Integrationsforschung, 1)

Sandberg, Mikael et al: History, regionalism, and CARICOM trade: A gravity model analysis. In: Journal of Development Studies, Vol. 42, Nr. 5, 2006, 795-811.

Sassen, Saskia: Global City: Internationale Verflechtungen und ihre innerstädtischen Effekte. In: Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (Hrsg.): New York. Strukturen einer Metropole. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Edition Suhrkamp 1798, Neue Folge Bd. 798. 1993. 71-90.

Schmidt, Bettina E.: Karibische Diaspora in New York: Vom „wilden Denken“ zur „polyphonen Kultur“. Berlin: Reimer Verlag. 2002.

Schoener, Allon: New York. An Illustrated History of the People. New York [u.a.]: Norton. 1998.

Sexl, Martin (Hrsg.): Einführung in die Literaturtheorie. Wien: WUV. 2004.

Shadlen, Ken: Globalisation, Power and Integration: The Political Economy of Regional and Bilateral Trade Agreements in the Americas. In: Journal of Development Studies, Vol. 44, Nr. 1, 2008, 1-20.

Siegel, Jeff: Creolization outside Creolistics. In: Journal of Pidgin and Creole Language, Vol. 2, Nr. 1, 2005, 141-167.

Sievers, Wiebke: Zwischen Ausgrenzung und kreativem Potenzial: Migration und Integration in der Literaturwissenschaft. In: Fassmann, Heinz (Hrsg.): Migrations- und Integrationsforschung. Multidisziplinäre Perspektiven: Ein Reader. Göttingen: V&R Unipress, Vienna University Press. 2011. 189-210. (Migrations- und Integrationsforschung, 1)

Singer, Mona: Fremd. Bestimmung. Zur kulturellen Verortung von Identität. Tübingen: Edition Diskord. 1997. (Perspektiven, 6)

Smith, Neil: Gentrification in New York. In: Häußermann, Hartmut. Siebel, Walter (Hrsg.): New York. Strukturen einer Metropole. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Edition Suhrkamp 1798, Neue Folge Bd. 798. 1993. 182-204.

Sonderegger, Arno: Rasse und Rassismus im wissenschaftlichen Diskurs: Eine Skizze. In: Gomes, Bea/ Schicho, Walter/ Sonderegger, Arno (Hg.): Rassismus. Beiträge zu einem vielgesichtigen Phänomen. Wien: Mandelbaum Verlag. 2008. 10-26.

Stewart, Charles (Hrsg.): Creolization: History, Ethnography, Theory. Walnut Creek: Left Coast Press. 2007.

Stewart, Charles: Creolization: History, Ethnography, Theory. In: Stewart, Charles (Hrsg.): Creolization: History, Ethnography, Theory. Walnut Creek: Left Coast Press. 2007. 1-25.

Stierstorfer, Klaus (Hrsg.): Reading the Caribbean: Approaches to Anglophone Caribbean Literature and Culture. Heidelberg: Universitätsverlag Winter. 2005. (anglistik & englischunterricht, 67)

Sullivan, Cornelius W.: Farragut, East Flatbush: A Longitudinal Study of a Neighborhood in Racial Transition. In: Miller, Rita Seiden (Hrsg.): Brooklyn USA. The Fourth Largest City in America. New York: Brooklyn College Press. 1979. 239-250. (Brooklyn College Studies on Society in Change, 7)

Sunshine, Jeffrey: Brooklyn's Public School post-1954: From Segregation to Integration to Community Control...to Segregation? In: Miller, Rita Seiden (Hrsg.): Brooklyn USA. The Fourth Largest City in America. New York: Brooklyn College Press. 1979. 287-306. (Brooklyn College Studies on Society in Change, 7)

Touré: Who's afraid of post-blackness? What it means to be black now. New York [u.a.]: Free Press. 2011.

Vickerman, Milton: Tweaking a Monolith: The West Indian Immigrant Encounter with "Blackness". In: Foner, Nancy (Hrsg.): Islands in the City. West Indian Migration to New York. Berkeley, Los Angeles: University of California Press. 2001. 237-256.

Waldinger, Roger: Ethnische Gruppen im Konflikt: Iren, Juden, Schwarze und Koreaner. In: Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (Hrsg.): New York. Strukturen einer Metropole. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Bd. 798. 1993. 108-145.

Watson, Hilbourne A. (Hrsg.): The Caribbean in the Global Political Economy. Boulder [u.a.]: Rienner. 1994.

Watson, Hilbourne A.: Introduction. The Caribbean and the Techno-Paradigm Shift in Global Capitalism. In: Watson, Hilbourne A. (Hrsg.): The Caribbean in the Global Political Economy. Boulder [u.a.]: Rienner. 1994. 3-6.

Wehrheim, Jan: Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen: Budrich Verlag. 2006.

Wetterer, Angelika: Konstruktion von Geschlecht. Reproduktionsweise der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2004. 122-131.

Windhoff-Héritier, Adrienne: Das Dilemma der Städte – Sozialpolitik in New York City. In: Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (Hrsg.): New York. Strukturen einer Metropole. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Edition Suhrkamp 1798, Neue Folge Bd. 798. 1993. 239-263.

Wildner, Kathrin: New York City. Kulturelle Identitäten in einer westlichen Metropole. Münster, Hamburg: LIT Verlag. 1994.

Wöhlcke, Manfred: Grenzüberschreitende Migration als Gegenstand internationaler Politik. In: Politik und Zeitgeschichte. 2001. 32-39. <http://www.bpb.de/files/4DZD2C.pdf> (Zugriff: 20.10.2012)

Zamojski, Eva-Katharina: Hybridität und Identitätsbildung. Die Asymmetrie der Anerkennung von Vermischungsprozessen im westlichen Diskurs der Differenz. Stuttgart: Ibidem. 2004.

Abstract Deutsch

Migration spielte in der Geschichte von New York City eine besonders wichtige Rolle. Zwar waren die USA auch insgesamt das Produkt von Migration; die hohe Heterogenität an MigrantInnen in New York City aber stellt eine Besonderheit der Stadt dar: mit dem Verlauf der Zeit kann man vor allem eine Verschiebung der Herkunftsgebiete der MigrantInnen erkennen. Waren es bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem Menschen aus europäischen Ländern, zeichnet sich die Einwanderung nach New York City nach diesem Zeitpunkt vor allem durch Migrationen aus dem globalen Süden aus. MigrantInnen aus der Karibik bilden seit 1965 die größte Gruppe unter den einwandernden Menschen und stellen damit einen großen Teil der Bevölkerung der Stadt New York dar.

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit den Identitätskonstruktionen der 2. Generation von MigrantInnen aus dem karibischen Raum in New York City. Als Untersuchungsgegenstand dienen elf fiktionale Werke, welche sich mit der Migration aus der Karibik nach New York City und jener damit einhergehenden Herausforderung beschäftigen. Zunächst werden die entscheidenden Einflussfaktoren auf die Identitätskonstruktion der MigrantInnen der 2. Generation untersucht. Anschließend steht die Auseinandersetzung mit den Resultaten des Prozesses der Identitätskonstruktion im Vordergrund: einerseits die Entwicklung hybrider Identitäten, welche auf verschiedene Weise ausgedrückt werden und andererseits der Einfluss der Identitätsbildung auf den sozialen Aufstieg der MigrantInnen.

Abstract English

New York City has always been a city highly influenced by migration. During time though, the places of origin of the migrating population changed constantly. Until the mid 20th century, the immigrants came mostly from Europe. Since then, the place of origin changed in favor of the global south. Migrants from the Caribbean's have been the biggest group of immigrants since 1965 and account for a huge part of New York City's population.

The present thesis analyzes identity constructions of the 2nd generation of migrants from the Caribbean in New York City. The sources and objects of research are eleven fictional texts dealing with the subject of migration from the Caribbean Islands to New York City and the challenges related to it. At first, the focus is on the determining factors for identity constructions of 2nd generation migrants. Subsequently the results of processes of identity construction are examined: on the one hand the development of hybrid identities, which are expressed in different ways, and on the other hand the influence of these constructed identities on social mobility of the migrant population itself.

Curriculum Vitae

Christa Marie Kagelmacher

PERSÖNLICHE DATEN

Geburtsdaten	02.06.1983
Geburtsort	Rostock
Nationalität	Deutschland

AUSBILDUNG

1990 – 1994	Dr.-Gregor-Mättig-Grundschule, Bautzen
1994 – 2002	Schiller- Gymnasium, Bautzen
2003 – 2004	Magisterstudium Ethnologie und Spanisch, Universität Tübingen
2008 – 2012	Bachelorstudium Vergleichende Literaturwissenschaft, Universität Wien
2005 – 2013	Diplomstudium Internationale Entwicklung, Universität Wien

WEITERE QUALIFIKATIONEN

09/2002 – 07/2003	<i>Auslandsaufenthalt in Guatemala, Honduras und Mexiko</i> Freiwilligenarbeit
07/2009 – 09/2009	<i>Auslandsaufenthalt in Haiti und Dominikanischen Republik</i> Diplomarbeitsforschung
10/2010 – Aktuell	<i>TRARAA – Transnationale Räume Afrika (Universität Wien)</i> Forschungsprojekt
Sprachkenntnisse	Deutsch – Muttersprache Englisch – Fließend in Wort und Schrift Spanisch – Fortgeschritten – sehr gute aktive und passive Kenntnisse Französisch – Grundkenntnisse in Wort und Schrift
TrainerIn Ausbildung	Abschluss mit Auszeichnung